**Zeitschrift:** Nidwaldner Kalender
**Herausgeber:** Nidwaldner Kalender
**Band:** 88 (1947)

**Artikel:** Unter der Schwarzen Fluh
**Autor:** Matt, Josef von
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-1033499

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 24.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Unter der schwarzen Fluh

Erzählung aus Unterwalden

von Josef von Matt.

### Ein Schuh wird eingeklemmt.

Vom hell erleuchteten Fenster des Doktorhauses fiel das Licht in den Garten, auf Büsche und Zierbäume und den gepflegten Rasen, der mit dürren Blättern übersät war. Ein Schatten zeigte sich dann und wann am weißen Vorhang, hastige Bewegungen. Nun trat ein junger, elegant gekleideter Mann in den Lichtschein und starrte lange an das hoch oben gelegene Fenster hinauf. Er ging ein paar Schritte näher auf das Haus zu, nahm Kieselsteine vom Weg und warf sie gegen das helle Fenster. Er war kein guter Schütze. Die Steinchen trafen die Fensterläden und fielen dann durch Zweige und Blätter der Spalierbäume auf den Boden, oder er traf den Verputz. Aber was ihm an Zielsicherheit mangelte, ersetzte er durch Ausdauer. Er trat wieder zurück in den Lichtschein und wartete geduldig, bis der Schattenkopf oder ein Schattenarm sichtbar war. Er brauchte keine Angst zu haben, gesehen zu werden, denn im ganzen großen Haus war nur dieses einzige Fenster beleuchtet. Hinter ihm deckten die großen Bäume den Blick gegen die andern Häuser. Von der oberen Straße her tönte das Geklingel und Gerassel der Straßenbahn, das Knurren und Hupen der Autos. Er setzte seine Versuche mit den Kieselsteinen wieder fort. Nach dem ersten hellen Klang an der Scheibe erlosch das Licht. Von den vielen Lichtern in der Stadt und von den hellen Straßenbeleuchtungen her fiel ein weißer Schimmer auf die Hauswand. Langsam öffnete sich das Fenster, ein Mädchenkopf mit offenen Haaren zeigte sich.

Der junge Mann rief: „May, komm herunter!“ Der Mädchenkopf bewegte sich nicht. Und wieder rief die verhaltene Stimme von unten: „May, so hör doch! Ich bin's, der Fritz. Komm herunter, ich habe Dir etwas Wichtiges zu sagen!“ „Sei still“, rief die Mädchenstimme verhalten, „und geh.“ Der Kopf verschwand und das Fenster schloß sich wieder. Fritz ließ sich nicht so schnell verjagen. Er suchte sich auf der Gartenbank einen geschützten Platz, zündete eine Zigarette an und starrte zum Fenster hinauf. Dort blieb alles dunkel und still. Auch eine zweite und dritte Zigarette verbrannte und verrauchte im Garten, bis wieder Licht im Fenster aufleuchtete. Ganz fein und zart ertönte nun von dort her die Melodie eines Heimwehliedes.

Fritz lauschte, dann schlich er wieder näher ans Haus und und warf erneut Steinchen zum Fenster hinauf. Sobald sich das Fenster öffnete, rief er: „Du mußt sofort herunter kommen. Es ist sehr wichtig; es ist wegen Dir, May.“ „Ich komme nicht“, sagte das Mädchen und wollte schließen. „Dann bist Du selber schuld, wenn ein Unglück geschieht.“ „Was sagst du?“ Fritz antwortete nicht mehr; er trat in den Schatten der Bäume zurück. Nun kam Leben in das Haus. Zwei, drei Fenster wurden miteinander hell und wieder dunkel. Bald darnach hörte Fritz ein Knacken in der Haustüre und trat dorthin. Nur ein schmaler Spalt breit öffnete sich die schwere Türe, nur gerade so viel, daß Fritz des Mädchens halbes Gesicht sehen konnte. „Was für ein Unglück?“ frug das ängstliche Gesicht. „Bist Du allein daheim, May?“ „Ja, Herr und Frau Doktor sind ins Theater gegangen und die Schwester ins Kino; aber sag mir doch, was für ein Unglück?“ Fritz drängte sich in den Türspalt, stellte vorsichtshalber seinen Schuh zwischen Schwelle und Türe und sagte: „Sei doch nicht so ein Angsthase, May! Nichts von Unglück, mitkommen sollst Du; in der Dorado-Bar ist Tanz und ein tolles Programm, geh zieh Dich schnell um und komm mit.“ „Was kommt Dir eigent-

lich in den Sinn, Du frecher Kerl, das fällt mir gar nicht ein. Und überhaupt, ich muß wegen dem Telefon dableiben, wenn ein Patient den Doktor verlangt." „Aber May, kommst doch mit; ich sage Dir, das wird ganz fantastisch; das ist eine ganz neuerrichtete Bar, sozusagen Eröffnung, ich bin vorhin dort gewesen, ein Betrieb wie in der Hölle, und Kerls hats da, wie in Paris, und Mädchen tanzen da; da kannst was lernen, wie man sich anzieht. Ich sage Dir, grandios." „Das ist mir egal." „Ach sei doch nicht so blöd und hinterwäldnerisch, May, und wegen dem Telefon, nimm doch das nicht so genau! Wenn was passiert, dann sagst Du, Du seiest eben eingeschlafen, habest nichts gehört und Schluß; was kommt das schon darauf an, ob so ein Patient mehr oder weniger wartet, der Doktor hat sowieso eine zu große Praxis." Aber das Mädchen ließ sich nicht verführen. Schließlich ließ Fritz nach und schwenkte ein: „Gut, wenn Du nicht mitkommst, so laß mich wenigstens herein; Du willst mich doch nicht zugrunderichten in diesem Herbstfrost. Gut, achten wir beide zusammen auf das Telefon."

Nun kam das Gespräch bald zum Schluß. Fritz wollte sich hineindrängen. Das Mädchen wehrte sich und drückte die Tür zu. Fritz glaubte mit seinem Schuh die Türe offen halten zu können. Aber die schwere Türe drückte ihm seine eleganten Halbschuhe so zusammen, daß er jammernd bitten mußte, ihn auszulassen. Merkwürdig schnell kam Fritz über die Stufen hinunter auf den Kiesweg; hinkend ging er davon. Im Haus blieb alles dunkel und still.

### Im nobeln Doktorhaus.

Fritz läßt nicht locker; er kommt immer wieder. Er weiß, daß das Mädchen viel allein ist. Der Herr Doktor, der zugleich noch Vorlesungen hält an der Universität und immer wieder nach auswärts zu Konsultationen gerufen wird, interessiert sich wenig um die Magd. Die Frau Doktor, eine gebürtige Ausländerin, schwankt oft zwischen Liebenswürdigkeit mit übertriebenem Rühmen und Kommandieren und Pfauchen. In einem Anflug von Mütterlichkeit verschenkt sie der Magd ein nahezu neues Kleid und nennt sie ihre liebe May. Den Namen hat sie selbst erfunden und ist sehr stolz darauf, aus dem einfachen „Marie" ein so modernes, wohlklingendes „May" gemacht zu haben.

Ein andermal sagt sie, sie müsse sich wegen May noch zutode ärgern; diese sei schuld daran, daß sie Falten im Gesicht bekomme. Und dies ist doch das größte Unglück der Welt, wenn Frau Doktor ein Fältchen im Gesicht entdeckt. Da sitzt sie vor den Spiegel, reibt und massiert mit Crême und wohlriechenden Essenzen, schminkt und pudert, springt zehnmal am Tage wieder hinauf in ihr Schlafzimmer, um diese entsetzliche Tatsache aus der Welt zu schaffen. Im Speisesaal, in den Gängen, im Bad, im Musikzimmer, überall, wo sie an einem Spiegel vorübergeht, bleibt sie stehen und starrt hinein, vergleicht die Wirkung in dieser und jener Beleuchtung und ist untröstlich bis in die Nacht.

Die Krankenschwester führt ihr eigenes Leben. Sie ist da für die Praxis und um die Patienten zu empfangen. Wenn die Sprechstunde vorüber ist, dann räumt sie auf, putzt die Instrumente, macht Ordnung und die Eintragungen, dann verschwindet sie mit einem Buch auf ihr Zimmer oder geht in die Stadt. Sie ist aufmerksam und nett, aber kalt und unnahbar. Es ist weitaus unter ihrer Würde, sich mit einer Dienstmagd näher einzulassen. Die Putzfrau und die Wäscherin kommen und gehen und wechseln je nach der Laune der Frau Doktor. So kommt es, daß May mitten in diesen Menschen drin, die mit ihr zusammenwohnen und arbeiten, einsam und allein ist. Nett ist ihr Zimmer, fein tapeziert, modern ausgestattet. Gut ist die Kost, denn sie kann sich in der Küche das Essen allein zurechtmachen. An Geld fehlt es nicht im Haus und an wunderschönen Möbeln, an feinem Silber und schönen Bildern. Ueber jede Stiege sind weiche Teppiche gespannt, auf allen Böden liegen antike seltene Stücke. Herr Doktor ist sehr tüchtig und angesehen; die Gäste benehmen sich im Haus wie Diplomaten. Aber May ist einsam und hat ein junges Herz. Sie schaut bei klarem Wetter voll Sehnsucht in die Berge und das Glim-

mern der weißen Gletscher hinein. Fritz weiß von dieser Sehnsucht. Auch er hat ein junges Herz. Und May ist schön.

Fritz kommt wieder, am Abend oder in der Nacht. Fritz weiß, wo und wann May einkaufen geht. Er macht sich frei im Geschäft und hilft May den schweren Korb tragen. Zuerst jagte sie ihn weg und schämte sich, mit einem jungen Mann über die Straße zu gehen. Aber was macht das schon aus in der Stadt! Da dreht sich kein Mensch um wegen einem Pärchen. Fritz kann bis vor das Parktor mitkommen, die Frau Doktor ahnt und vernimmt nichts.

Es ist doch viel bequemer, sich den Korb tragen zu lassen, besonders das letzte steile Stück Straße hinauf. Es ist kurzweilig, dem Fritz zuzuhören. Fritz ist in einem Herrenkleidergeschäft angestellt. Er muß vornehme Herrschaften bedienen, zu reichen Leuten hingehen, Kleider dorthin bringen, kleine Anproben machen. Er sieht so in viele Verhältnisse hinein und weiß aus allen Winkeln der Stadt das Interessanteste. Er bekommt manchmal ein großes Trinkgeld und gibt dies gerne und splendid wieder aus. Und Fritz hat halt ein gutes Herz. Das zeigt sich am besten dann, wenn May von der Frau Doktor wieder einmal entsetzlich angebrüllt worden ist. Fritz kann dann zuhören mit so viel Mitleid, trösten und streicheln, wie May noch nie in ihrem ganzen Leben getröstet worden ist.

„Komm herunter, ich habe Dir etwas Wichtiges zu sagen"

### Bis das Mädchen in Ohnmacht sinkt.

Wenn niemand wehrt und alles hilft, kann man nachher lange fragen, warum und wie auch all das gekommen sei. Am Samstag, wenn die Arztfamilie in den Tessin oder in die Bündnerberge verreiste, oder zu Besuch fortfuhr nach Basel oder Genf, dann sagte wohl die Frau Doktor: „May, hören Sie, Sie können dann in die Konditorei gehen und sich etwas Kuchen holen, damit Sie auch etwas haben." May bekam so allerhand Gutes für Gaumen und Magen. Aber ihre Einsamkeit in dem großen weiten Hause wurde nur schwerer. Wenn sie stundenlang müßig herumsaß, keine andere Aufgabe hatte, als auf das Telefon zu warten, in allen möglichen Büchern herumschnüffelte und las, dann kamen ungewohnte und gefährliche Gedanken in den hübschen Mädchenkopf. Im Schlafzimmer der Frau Doktor lagen Zeitschriften herum in verschiedenen Sprachen. May verstand nicht viel davon, aber die Bilder genügten, um ihre Phantasie in die wildesten Träumereien zu locken. Eine Welt zeigte sich ihr, von der sie nie etwas gewußt, die aber aufregend und interessant zu sein schien. Eine Welt, zu der auch das Arzthaus gehörte, die Frau Doktor mit den schillernden Kleidern, den prickelnden Weinen in den hohen, hellklingenden Gläsern und den feinen Herren, die oft auf Besuch kamen. Das Leben, das sich in dem Hause abspielte, mit Einladungen, versteckten Plaudereien, abendlangen vertrauten Spielen, nächtlichen Tafelfesten im Glanz der schimmernden Leuchter oder der vielen flackernden Kerzen, glich aufs Haar dem Leben, das im Kino zu sehen war.

Hie und da hatte die Frau Doktor das Gefühl, sie sollte May auch so etwas wie ein Familienleben bieten. Sie aß für sich allein in der Küche. Wenn abends Gäste oder ihre

Freunde da waren und May den Wein gebracht und eine Zeitlang serviert hatte, schickte sie sie ins Bett. Wenn Herr und Frau Doktor im Kino oder Theater waren, mußte May allein zuhause auf das Telefon acht geben. Schließlich hatte die Frau Doktor bei der Anstellung versprochen, dem Dienstmädchen ein Heim, sozusagen Familienanschluß zu bieten. Wenn ihr solche Gedanken durch den Kopf fuhren, dann gab sie May Geld und sagte: „Geh mach Dir auch ein Vergnügen, kannst heute ins Kino gehen." Dann war ihr Gewissen wieder für lange Zeit beruhigt.

Im Kino sah May wiederum lockende Bilder, die ihre Einsamkeit nicht leichter machten. Manchmal ging sie nicht ins Kino, um das Geld zu sparen, lief dann die paar Stunden in der Stadt herum, schaute in die hellbeleuchteten Schaufenster, betrachtete die vielen Menschen, die die Nacht zum Tag machten und kehrte müde und unzufrieden heim.

Nur Fritz hatte Verständnis für May's Sehnsucht. Er konnte von den Bergen schwärmen, er brachte Kurzweil mit, nahm jeden Seufzer ernst und begleitete jedes Lachen mit lustigen Worten. Fritz kam mit ins Kino, spendierte einen Kaffee im eleganten Restaurant oder auch einen süßen Schnaps. So wurde die Heimkehr spät, gar über Mitternacht hinaus verzögert. Aber May war jung und stark. Nach ein paar Stunden Schlaf waren ihre Wangen wieder frisch und ihre Augen munter.

Wenn die Krankenschwester ihren freien Tag hatte, mußte May oft dem Arzt behilflich sein. In der ersten Zeit war das für das Mädchen fürchterlich schwer gewesen. In weißer Schürze bis zu den Ohrläppchen hinauf, mit einer weißen Haube über den Kraushaaren und natürlich mit ernster Miene und gewählten Worten die Patienten hereinführen und ins Ordinationszimmer rufen. Wie oft hatte sich May gegen diese Haube gewehrt, wie schwer war es für May, die richtigen Worte zu finden, sich vor Damen lächelnd zu verbeugen. Die Frau Doktor hatte dazu alle Erziehungskünste anwenden müssen. Aber tapfer war May und ruhig. Das schätzte der Arzt. Wenn eine ecklige oder eine grausig tiefe Wunde zu verbinden war, May zuckte mit keiner Wimper. Sie bot dem Arzt die Watte oder das Verbandzeug, reichte ihm Instrumente oder stützte den Patienten in vorbildlicher Ruhe. Da war May großartig. Der Arzt sagte oft zu seiner Frau: „May sollte man zur Krankenpflegerin ausbilden oder zur Operationsassistentin, die hat ungeheuer viel Talent. Und ein Interesse hat sie für alles, was die Heilkunst angeht, großartig." Er erklärte May auch viel, von der Wundbehandlung und den inneren Organen, wenn sie zwischen zwei Patienten im Sprechzimmer aufräumte.

Während eines solchen Vormittages behandelte der Arzt eine üble, alte Wunde am Arm eines nervösen Mannes. May half, hielt dem liegenden Mann den schmerzenden Arm. Sie mußte längere Zeit über die Wunde gebeugt stehen und stillhalten, weil der Arm bei jeder Berührung oder nur Annäherung zuckte und sich bewegte. Es mußte ein Teil der Wunde bis auf das frische Fleisch freigelegt werden. Der Arzt wusch und tupfte mit ätzenden Medikamenten, redete beruhigend auf den Mann ein und arbeitete mit seinen Instrumenten mit äußerster Sorgfalt und Aufmerksamkeit. Einen Augenblick lang sah er, wie sich May's Hand am Arm des Mannes löste und wegglitt, dann hörte er einen dumpfen, schweren Fall neben sich. May war in Ohnmacht gefallen und lag am Boden. Der Arzt schaute in das totenbleiche und entstellte Gesicht des jungen Mädchens, pflegte ruhig die Wunde weiter, legte den Verband an, entschuldigte sich wegen dem Zwischenfall und führte den Mann hinaus. Dann legte er May ein Kissen unter den Kopf, befühlte den Puls und stellte seine Diagnose. Eine kleine Spritze brachte das Mädchen nach einigen Minuten wieder zum Erwachen.

May öffnete die Augen. Ihr war sterbensschlecht. Sie sah die große Lampe über dem Operationstisch, die weißen Wände, sah den Arzt ruhig am Tisch sitzen und schreiben. Warum lag sie denn am Boden, was war denn geschehen? Sie konnte sich an nichts mehr erinnern. „Herr Doktor", sagte May, „was ist denn geschehen?" Der Arzt schaute

zu ihr hin, nahm seine Brille ab, deutete auf ein gefülltes Gläschen, das auf dem Schreibtisch neben ihm stand und sagte: „Stehen Sie auf, trinken Sie diesen Cognac, dann ist es weiter nicht mehr schlimm. Aber wissen Sie, schlimm ist es halt doch, daß Sie Ihre herrliche Ruhe, Ihre Sicherheit und Tapferkeit verloren haben, das ist sehr schlimm." May stand da, wollte sich entschuldigen, aber ihr fielen keine Worte ein. Zwei-, dreimal sagte sie: „Herr Doktor . . ." und wußte nicht weiter. Der Arzt schaute sie

**Armensuppe.** Gemälde von Albert Anker.

lange streng und besorgt an, dann schickte er sie hinaus, den nächsten Patienten zu holen. May blieb tapfer, aber das Herzklopfen, das Uebelsein und das Gewissen plagte sie schwer. Wie langsam doch die Stunden verstrichen!

Am Abend sagte der Arzt zu seiner Frau: „Du mußt besser auf May aufpassen; sie trinkt und raucht. Das habe ich nicht gewußt. Um das Mädchen wäre mir zu schade. So ein prachtvoller junger Mensch!"

Das war für die Nerven der Frau Doktor zu viel. Seitdem war sie mit May oft bös und gehässig.

## Vor dem Spiegel.

Fritz wußte auch diese neue Situation zu seinen Gunsten auszuwerten. „Kümmere Dich doch nicht um das Geschimpf und Gezetter", sagte er zu May, „laß doch die verdrehte Schachtel jammern. Für eine solche Blutsaugerin gibt es nur einen Grundsatz und der heißt: ‚wenn Du mich beleidigst, dann schade ich Dir'; Du kannst es doch gut so einrichten, daß sie für jedes böse Wort bezahlen muß. Du kannst das Fleisch in der Pfanne verbrennen, kannst beim Abstauben die verrückten Porzellanfiguren fallen lassen, paß auf, bei sowas schreien diese Weiber." May war mit diesem Grundsatz nicht einverstanden, aber sie wurde dadurch etwas sicherer im Auftreten und ließ sich nicht mehr alles bieten.

In Zukunft verduftete May auch dann und wann, wenn sie allein zuhause war und kümmerte sich nicht um das Telefon. Fritz hatte zwar immer etwas an May's Kleidern und Haltung auszusetzen. May war immer zu wenig schön angezogen, benahm sich zu

wenig fein oder saß zu wenig elegant am Bartisch. Er wollte ihr alle modernen Tänze beibringen. May tanzte für's Leben gern.

Zwar gefielen ihr die Männer, die mit Fritz verkehrten, nicht besonders gut und ihre Reden waren auch wenig fein. Aber sie waren meist sehr elegant gekleidet, hatten gepflegte Frisuren und schillernde Kravatten. Wenn dann im Tanzlokal das rote oder grüne Licht eingeschaltet wurde, die Paare halbwegs im Dunkeln sich drehten, die Musiker mit so viel Schmelz und Gefühl die Melodien spielten und sangen, dazu noch der Wein das Blut in den Kopf hinauf trieb, dann vergaß sie alles um sich. Hörte gerne den Schwüren und Beteuerungen zu, die man ihr ins Ohr hineinflüsterte: „May, Du mußt nicht so spröde sein. May, Du mußt leben, mußt genießen. Du bist jung und Du bist schön, Du bist viel zu schade dafür, um den reichen Leuten zu dienen. Komm mit mir nach Hause. Ich will Dich meiner Mutter vorstellen, meinen Vater mußt Du kennen lernen. May, komm wir gehen heim."

Nach einem solchen Abend fuhr Fritz mit May im letzten Tram zurück. Der Tramwagen war überfüllt. Dicht gedrängt standen die Menschen auf der Plattform. Nur mit Not konnten sie sich noch zwischen die Menschen drängen. Da hörte May einen Herrn hinter sich reden: „Schau mal das Mädel an mit den schwarzen Locken. Kerngesund und frisch wie ein Apfel zum Dreinbeißen und eine Haut so zart und mild wie feinste Seide. An der Sonne gewachsen, sieht aus wie ein Bergkind, fabelhaft!" Auf dem Weg von der Tramstation bis zum Doktorhaus frug Fritz: „Hast Du gehört, was der alte Feinschmecker im Tram von Dir gesagt hat?" „Von mir?" „Ja von Dir, May. Du konntest Dich nicht umdrehen, aber ich habe gesehen, wie er Dich bewundert hat. Siehst Du, so einen Erfolg hast Du mir zu verdanken und warte nur, Du wirst noch mehr Erfolg haben. Wenn Du tust, wie ich Dir sage, werden sich die Männer auf der Straße nach Dir umdrehen. Aber Du dürftest auch einmal Dich etwas dankbar zeigen; komm, wir machen noch einen kleinen Umweg, dort in das kleine Wäldchen hinauf." May schwieg. Fritz wollte sie mit Gewalt gefügig machen. Aber May befreite sich schnell, sprang auf das Gartentor zu und verschwand ohne Gruß.

Am nächsten Abend, da die Herrschaft fort war, ging May nicht aus. Sie hatte nachdenkliche Tage hinter sich. Unlustig räumte sie auf, schloß überall die Fenster und Läden, schlenderte durch die Zimmer, blieb in der Bibliothek des Arztes stehen, blätterte in Büchern, ging in das Schlafzimmer der Frau Doktor hinüber. May setzte sich vor den Toilettentisch, schaute in den drei Spiegeln, die man drehen und wenden konnte, besah sich ihr Gesicht. Ja die Haut war seidig und zart und bleich. Nicht mehr braun wie früher. May strich die schwarzen Locken aus der Stirne. Von allen Seiten sah sie sich im Spiegel, sah auf die schwarzen glatten Brauen, die langen Wimpern, die Zähne, die wie Elfenbein glänzten, fast so weiß wie die Porzellanfiguren auf dem Kamin. Sah in die Augen, die wie reife Kirschen glänzten, große, saftige Kirschen.

Dann schaute sie auf die vielen feinen Fläschchen auf dem Toilettentisch, hob den Deckel von den Töpfchen mit feiner Crême und roch daran. Sie spritzte sich wohlriechendes Wasser auf die Hände, ins Gesicht und in die Haare. Eine Wolke von Wohlgerüchen hüllte sie ein. Sie griff nach dem seidenen, fremdländischen Morgenrock der Frau Doktor, zog ihn an und lachte in ihr Spiegelbild. Sie nahm ein anderes Kleid und probierte es, suchte nach Schmuck, steckte eine schwere goldene Brosche an den Halsausschnitt, legte eine Kette um und eine Spange ans Handgelenk. So betrachtete sie diese und jene Haltung und Stellung, begann ihr Haar auf andere Art aufzustecken, so wie es in der Zeitschrift nebenan abgebildet war. Mit größter Spannung verfolgte sie die Veränderung und Wirkung. Schließlich, um das Bild dieser absolut fremden Frau zu vervollständigen, setzte sie grelles Rot auf ihre Lippen. Ein eigenartiges, verführerisches, ein absurdes Spiel, das sie da trieb, bis in die Nacht hinein.

In dieser Nacht noch schrieb May einen Brief an ihre Schwester nach Hause. Der Brief war voll von Begeisterung über die

herrliche Stadt. Sie beteuerte, daß sie nie mehr diese Stadt verlassen werde, daß sich ihr ungeahnte Aussichten bieten. Auch habe sie einen Freund, der ihr treu ergeben sei und alles für sie tue. Vielleicht werde sie ihn heiraten; er sei so unendlich gut und lieb. Er habe ihr auch schon oft ein eigenes Häuschen in Aussicht gestellt; sie müsse nur Ja sagen.

**Wie die flatternde Fahne ein Herz bewegt.**

Den Brief wirft May am Morgen in den Briefkasten. Die Stadt ist beflaggt. Eine landwirtschaftliche große Ausstellung ist eröffnet worden. — May kann nachmittags ausgehen. Fritz weiß sich nicht zu helfen vor Freude, da er seine May sieht; sie hat tatsächlich seinen sehnlichsten Wunsch erfüllt und ihre Lippen rot gefärbt. — Fritz ist darob in bester Stimmung. Sie gehen am Seeufer spazieren. Fritz ist stolz mit seinem gemalten Mädchen, stolz wie ein Pfau schlendert er neben ihr her, führt sie ins dichte Gedränge der Leute, damit auch ja viele seine schöne Freundin sehen. May hat sich besonders gepflegt herausgeputzt, hat ein Kleid angezogen, das sie von der Frau Doktor erhalten und nun ganz hübsch für ihre Figur zurechtgemacht hat. Die ersten warmen Frühlingstage sind angebrochen. Der See glitzert. Segelboote tauchen auf. May spaziert mit selbstsicherem Blick auf hohen Stöckelschuhen Arm in Arm mit Fritz.

**Margritli für die Muttergottes**

Die Leute stauen sich zu beiden Seiten der Straße. Musik ertönt aus der Ferne. Ein Festzug naht. May sieht mit ihren scharfen Augen über die Köpfe der Leute, über die Mützen der Musikanten hinweg eine rotweiße Fahne in die Luft wirbeln. — May läßt den Freund stehen, drängt sich nach vorne, steht und staunt. Ein Fahnenschwinger, ein wirklicher echter Fahnenschwinger kommt hinter der Feldmusik daher, die linke Hand in die Hüften gestemmt, eine Blume zwischen den lachenden Lippen, geht er ruhig und gelassen zwischen den vielen Menschen durch, mitten in der breiten Straße. Im Takt der Marschmusik läßt er die Fahne um seinen Kopf flattern oder in der Luft wirbeln und packt sie mit sicherem Griff wieder. May klatscht in die Hände. Sie trampelt mit ihren plumpen Korkschuhen, sie ruft Bravo. — Männer folgen in Trachten und gestickten Blusen, Trachtenmädchen gehen paarweise, lachende Sonne im Gesicht, auf den bunten Farben ihrer Kleider und im glitzernden Silberschmuck. Sie singen, diese frohen Mädchen. Die Männer jodeln, braungebrannte, wetterharte junge Männer.

Das ist Heimat, gesunde, von Herzen fröhliche, urchige, glückliche Heimat. May klatscht und ruft und singt und weint dann.

Früh geht May diesen Nachmittag nach Hause. Die Stadt will ihr nicht mehr gefallen. Fritz drängt und lockt. Das nützt nichts. May will heim.

Unterdessen hat ein Bauer am Doktorhaus gestanden, hat lange die Tafel am Gartentor studiert, hat endlich die Glocke gezogen und wartet. Ein Mann mit schwarzem Schnauz, im schwarzen Kleid, etwas von der Arbeit gebeugt, einen Tellerhut auf dem Kopf, mit einem Edelweiß im Band. Er wartet geduldig. So nach zehn Minuten läutet er noch einmal. Er schaut an die vielen Fenster hinauf, betrachtet die Obstbäume, geht auf dem Kiesweg zurück und schaut gegen die andere Hausseite.

Endlich wird ihm aufgemacht. Er kommt auf die Türe zu, lüpft ein wenig den Hut und frägt, ob er hier richtig beim Herr Doktor sei. Ob sie die Frau vom Herr Doktor sei. „Also, Grüß Gott, Frau Doktor; ich komme wegen dem Marie. Ich bin der Vater.“ Frau Doktor macht nicht gerade ein übermäßig freundliches Gesicht; sie erklärt, er hätte sich eben anmelden sollen. May sei jetzt gerade ausgegangen, ob er später wieder kommen wolle? „Nein“, sagte der Bauer, „ich warte.“ Frau Doktor führt ihn also ins Wartzimmer, bietet ihm einen bequemen Stuhl an und beginnt wohl oder übel ein Gespräch. Sie weiß von May viel Rühmenswertes zu sagen, beteuert, wie sie sich freue, daß sie endlich May's Vater kennen lernen könne. Dann bedauert sie auch, daß sie ihn jetzt allein lassen müsse, denn sie sei sehr beschäftigt und May komme sicher bald. Der Vater will aber wissen, wo Marie sei. „Wir zuhause wissen immer genau, wo die Mädchen sind.“ Nun sitzt er allein, der Vater. Die Bücher und Zeitschriften läßt er liegen. Er stützt die Ellbogen auf die Knie, starrt auf den Teppich und brummt vor sich hin: „Jänner, Horner, März, April, Mai; Marie heißt mein Kind, nicht Mai.“ Er zählt die Minuten nicht und nicht die Stunden, er wartet.

Durch das Fenster sieht er, von den Vorhängli etwas verdeckt, ein Frauenzimmer auf das Haus zukommen. Das ist nicht sein Marie. Die hat einen verrückten Hut auf, eine rotlackierte Tasche über die Schulter angehängt und eine gemalte Vorderseite.

May steigt die Treppe hinauf, da begegnet ihr die Frau Doktor und sagt: „Aber May, in diesem Aufzug können Sie unmöglich zu Ihrem Vater; er ist schon die längste Zeit da, unten im Wartzimmer.“ May erschrickt kreidebleich, dann wird sie rot wie ihre Lippen. Wie ein Pfeil schießt sie in ihr Zimmer hinauf, reißt sich die Kleider vom Leibe, wäscht sich das Gesicht, ach, die rote Schmiere will nicht von den Lippen herunter. Sie schaut in den Spiegel, auch die Frisur ist unmöglich. Sie rennt umher wie eine Tanzmaus, zerschlägt sich die Kniescheibe an der Bettkante, reißt eine Naht auf, läßt das Wasserglas auf den Boden fallen, tritt mit bloßen Füßen in die Scherben und hastet, bis sie endlich wieder wie eine „Marie“ aussieht.

Atemlos und mit Herzklopfen rennt sie in den untersten Stock. Zögernd öffnet sie die Türe, ist voller Bangigkeit und ganz voll Schrecken, aber da sie den Vater sieht und dann seine Stimme hört, wird ihr wohl. Sie schämt sich nicht mehr, daß sie einen so ärmlich und altmodischen Vater hat. Sie hört seine guten Worte, die Sprache der Heimat, den vollen, singenden Dialekt, hört von der Mutter erzählen und den kleineren Kindern: „Bleich bist Du“, sagt der Vater, „das gefällt mir nicht; mußt in die Nacht hinein arbeiten, oder fehlts an der Kost?“ Marie sucht nach einer Erklärung, lügt eine Geschichte zusammen und ist dabei selbst erstaunt, daß sie wagt, den Vater mitten in sein gutes Gesicht hinein anzulügen.

Vater will bald aufbrechen. Marie geht ein Stück weit mit ihm. In den alten Schuhen, die Züpfen um den Kopf, ohne Hut. Sie merkt das nicht. Zuletzt sagt der Vater: „Hast im vorletzten Monat nicht alles Geld heimgeschickt und im letzten noch nichts. Das gefällt mir nicht.“

### Betäubende Worte und ein kräftiger Brief.

Ja, das mit dem Geld ist schlimm. Marie weiß das schon. Sie hat dem Fritz eine schöne

Armbanduhr gekauft und geschenkt, weil sie ihn so gern hat und weil er ihr doch schon so oft ein Geschenk gemacht hat. Marie hatte die Uhr auf Abzahlung gekauft und mußte nun pünktlich das Geld einzahlen, sonst mußte sie die teure Uhr wieder zurückgeben. Sie glaubte, die Zahlungen von den Trinkgeldern der Patienten und von dem Geld leisten zu können, das sie dann und wann von der Frau Doktor erhielt. Aber seit diese so bärbeißig und aufsässig war, floß diese Geldquelle spärlich. Auch hatte Marie viele Auslagen für kleine Dinge und Kleider, seitdem sie so oft mit Fritz ausgegangen war. Marie klaubte die letzten Batzen zusammen. Aber es war nicht mehr viel. Mit Fritz wollte sie nicht darüber reden. Sie meinte, er würde ihr sofort sein ganzes Geld zur Verfügung stellen. Das wollte sie nicht. Von Fritz wollte Marie Liebe, wollte Treue, seine herrlichen, betäubenden Worte, seine munteren Einfälle, die köstlichen fröhlichen Stunden, aber Geld wollte sie nicht von ihm. Im Gegenteil, sie hätte Fritz am liebsten alle ihre Batzen hergegeben, damit er immer lieb und herzlich mit ihr sei.

„Also Grüß Gott, Frau Doktor, ich komme wegen der Marie."

In ihrer früheren Stelle, da sie im Dorf im Gasthof kochen gelernt hatte, da waren auch junge Männer an ihr Fenster gekommen, hatten auch lange mit ihr geplaudert, aber so schön hatte keiner reden können wie Fritz. Dorfgeschichten hatten sie erzählt, mit ihrer Kraft geprotzt, Dummheiten als Heldentaten herausgestrichen. Aber Fritz verstand das Leben anzupacken. Er nahm sie mit von Vergnügen zu Vergnügen. Er hatte Verständnis für die Bedürfnisse eines jungen Mädchens, wußte aus einem Abend ein Fest zu machen.

Wenn er in ein Restaurant hineinkam, dann setzte er sich ans Klavier und spielte, sang mit froher, weicher Stimme dazu, und alle Gäste wurden fröhlich und schrien Bravo. Auch schön erzählen konnte er. Er kannte den Stadtpräsidenten und den teuersten Rechtsanwalt, war in Bern gewesen und sogar in Genf.

Das war ein idealer junger Mensch. Und trotzdem sagte er immer, daß er nur in May's Nähe glücklich sei. Alle die anderen Mädchen seien im schnuppe und egal. Und was für Mädchen schwärmten um den Fritz herum! Marie hatte solche schon oft gesehen, elegant und modern. Mädchen aus wirklich feinen städtischen Verhältnissen. Diese ließ er alle links liegen, nur weil er halt nicht gegen sein gutes Herz handeln könne. Das Herz, das halt ganz ihr gehöre, der May! — Marie wurde bleich und schlank. Die Arbeit wurde ihr zur Last. Müde aus der Stadt heimgekehrt, schaute sie schon wieder nach einem neuen Vergnügen aus. Nur die Zeit, da sie dem Doktor in der Praxis helfen konnte, gefiel ihr.

Viele Wochen nach Vaters Besuch bekam Marie einen Brief von daheim. Der Vater schrieb in seiner holperigen Schrift und Sprache davon, daß er Marie's Brief an seine Schwester gefunden habe. Es sei da die Rede von einem Freund und vom Heiraten. Das sei jetzt doch nicht das Notwendigste. Und überhaupt wolle er wissen, ob der Mensch, von dem es schreibe, auch ein ordentlicher, gutgläubiger Christenmensch sei.

Dieser Brief gab viel zu denken. Der Vater hatte ihm noch nie geschrieben; bisher hatte immer die Schwester das Notwendigste mitgeteilt oder ausnahmsweise die Mutter. Warum schrieb jetzt der Vater, der sowieso

nie schreiben wollte und immer, wenn er schreiben mußte, zornig wurde? Und warum tat dieser Brief so eigenartig weh? Marie wollte den Brief mit einigen Ausreden erledigen. Sie dachte, der Vater sei altmodisch wie immer, habe kein Verständnis für die moderne Zeit, keinen Sinn für das Leben in der Großstadt, für die Jugend.

Aber mit diesen Gedanken konnte sie den Brief nicht aus ihrem Kopfe herausschmeißen. Marie mußte sich selbst ehrlich eingestehen, daß sie über die Religion und den Glauben mit Fritz nie gesprochen hatte. In der letzten Zeit war sie auch nachlässig gewesen im Gottesdienstbesuch. Dazu kam, daß die Frau Doktor immer mehr auszusetzen hatte an Marie's Arbeit. Marie mußte sogar sich selbst eingestehen, daß die Frau Doktor oft recht hatte. Der Brief zwang das Mädchen, über allerhand nachzudenken. Dieses ehrliche Nachdenken war nicht angenehm, war schmerzlich und ergab kein schönes Bild.

## Wenn sie aus der Stadt in die Berge fahren.

Fritz war prachtvoll in Form. Er hatte May für den Sonntag eine grandiose Ueberraschung versprochen. May wollte nicht sicher versprechen, mitzukommen. Aber Fritz wußte alle Bedenken zu zerstreuen und konnte eine solche Spannung auf das niedagewesene besondere Ereignis erzeugen, daß sie schließlich doch einen Treffpunkt auf den frühen Nachmittag vereinbarten.

Wirklich, die Ueberraschung war großartig, war so gewaltig, daß Marie alles vergaß und dem Freund am liebsten um den Hals gefallen wäre.

Fritz kam nämlich mit einem funkelnagelneuen Motorrad daher. Eine prachtvolle Maschine mit Soziussitz. Er ließ den Motor dröhnen, er fuhr auf dem Platz im Kreise herum. Er war in einen schicken Ledermantel gehüllt und sprach: „Komm, May, wir fahren in die Welt hinaus; von jetzt ab gehört uns die ganze Welt."

Das war ein Vergnügen, in Windeseile aus der Stadt, aus den engen Straßen, aus den immer gleichen Mauern und Häusern hinauszufahren in die freie Natur. Ueber Hügel, durch Wälder in fruchtbare Täler hinein zu sausen. Immer weiter, immer weiter den Bergen zu. In einer Wirtschaft tranken sie Wein, dann wurde die Fahrt noch schneller und noch rassiger. An einem Waldrand, von wo sie eine herrliche Aussicht genossen, machten sie Halt. Wie war das schön, diese Weite und Freiheit! Vor kaum zwei Stunden waren sie aus der Stadt entflohen und nun saßen sie im frischen Gras auf einsamer Höhe in herrlicher Luft. Kein Wunder, daß die Begeisterung beide ergriff.

Fritz wollte heute die endgültige Entscheidung herbeiführen. Er sprach von ewiger Treue, von Liebe, die nicht immer auf die Folter gespannt werden dürfe, von einem eigenen Häuschen, das er kaufen wolle, sobald er das Erbe der reichen Tante erhalten könne. Diese Tante sei schon längst schief geladen, bald müsse sie umliegen. Er habe ihr solange schöne Augen gemacht, bis sie ihm ihr ganzes Geld vermacht habe. Das alles lege er May nun zu Füßen. Sie wollten jeden freien Tag in die Landschaft hinausfahren oder in eine schöne Stadt. Er werde sogar das Motorrad bald einmal gegen ein Auto eintauschen. „Weißt Du, May, jetzt kommt für Dich erst recht die schöne Zeit. Komm, sei doch jetzt endlich ganz lieb zu mir!"

May blieb zurückhaltend. Während der ganzen Fahrt, über alle Straßen und Wege hatte sie der Brief des Vaters verfolgt. May wollte immer mit Fritz von dem Wichtigen, von dem Ernsten reden. Auch in dieser blumigen Matte, in den hellen Wolken auf den fernen Hügelzügen sah sie wie ein Geisterbild die strengen Gesichtszüge des Vaters.

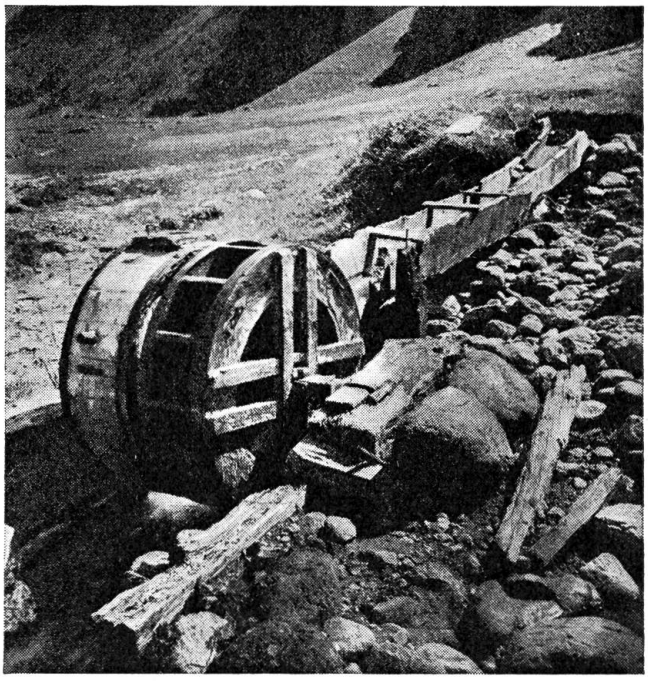
Sie fuhren weiter, eine schmale Paßstraße hinauf. Fritz ließ in jeder Kurve den Motor dröhnen und krachen; er fuhr hart an den Straßenrand, der über dem Abgrund hing, er überholte Autos. Er imponierte auf der ganzen Linie.

Schon viele Kurven weit tauchte immer wieder oben am Berg ein Kirchlein auf. May sagte: „Fritz, schau, wie das schön ist, das Bergkirchlein. Komm, wir fahren dort hinauf." Fritz wollte zeigen, wie er alles könne und wie er May jeden Wunsch er-

fülle. Er schwenkte in einen Saumpfad ein und holperte über Stein und Graben. Das letzte Stück gingen sie zu Fuß.

Sie traten in das trauliche Halbdunkel des abgelegenen Wallfahrtskirchleins ein. Zwei Kinder und ein Mütterchen beteten vor dem Muttergottesbild. Marie nahm Weihwasser und gab es dem Fritz weiter. Er wußte nicht viel damit anzufangen. Marie kniete hin. Fritz blieb stehen. Nach kurzer Zeit ging er den Wänden nach und betrachtete die alten Ex-voto-Bilder. Marie empfand seine wiederhallenden Schritte wie Stiche, und das Ächzen seiner Schuhe tat ihm weh. Da er ihr nahe kam, sagte es: „Komm, knie doch zu mir!" Fritz sagte halblaut: „Nein, da mach ich nicht mehr mit." Bald darnach ging er hinaus.

Marie blieb knien. Ihr Herz klopfte so stark und so schmerzlich. — Die Muttergottes schaute so liebevoll und gütig vom Altar hernieder. Marie betete. — Draußen pfiff Fritz einen neuen Schlager. Eine tiefe Traurigkeit kam über das Mädchen; tief drinnen im Herzen fühlte es, wie etwas zerbrach.



**Butterfaß am Wasserrad auf der hohen Alp**
Photo Rast, Fribourg

Marie kam an die Sonne hinaus. Ihr aber schien die Landschaft trüb. Fritz warf einen Stein nach einem Vogel, der auf einem großen Feldkreuz saß. Der schwarze Vogel hob krächzend seine Flügel, flog weit in den Himmel hinauf und zog dort oben seine ruhigen Kreise. Marie erschrak: „Wie kannst Du nur gegen ein Kreuz einen Stein werfen?" Fritz lachte und hob wieder einen Stein auf: „Warum nicht. Es sieht's ja kein Mensch." Das ist nicht nur wegen den Menschen. Das ist wegen Gott. Laß den Stein, Fritz." Marie hielt seinen Arm zurück. Fritz wehrte sich: „Ach laß doch diesen alten Aberglauben. Ich sage Dir, ich kann den Stein mitten auf Deinen Gott werfen, ich garantiere Dir, es passiert nichts." Marie krallte ihre Finger in die Hand mit dem Stein. Sie schrie und bat. Fritz wollte sich frei machen. Sie rangen miteinander. „Fritz, laß das! Ich bitte Dich um alles in der Welt, mach mich nicht unglücklich und Dich!" Fritz wollte nicht nachgeben: „Was versprichst Du mir, wenn ich Dir den Stein gebe, versprichst Du mir —?" Marie, in dieser fürchterlichen Aufregung, da es gewahr wurde, wie er sich ihm entwinden konnte: „Ich verspreche Dir alles!" Die Kinder kamen aus der Kirche, das alte Weiblein trat zu ihnen. Fritz riß sich los und sprang den Pfad hinunter.

Marie ging langsam und schwer atmend ihm nach, bei dem Kreuz vorbei. Weiter unten wartete Fritz auf einem Felsvorsprung, der weit hinausragte und überhängend in die Tiefe schaute. Fritz hatte sich eine saftige Rede zurecht gelegt und empfing das Mädchen mit den Worten: „May, Du bist ein blöder Angsthase." May blieb schweigend im Weg stehen, schaute hinauf zu dem redenden und gestikulierenden Fritz. Dieser tat groß mit seiner aufgeklärten Lebensauffassung. Verwarf jede Religion und jeden Glauben an Gott und ein Jenseits. „Ich fürchte mich nicht vor Gott und nicht vor dem Teufel."

Ein Stolz und eine Auflehnung gegen alles Ueberirdische kam aus seinen Worten hervor. Er fluchte und schimpfte über die Kirche, den christlichen Staat und die Prie-

ster. So hatte Marie den Freund noch nie gesehen. Sie wollte mit beschwörenden Worten seiner Rede Einhalt tun. Er wurde nur hitziger. Er trat ganz hinaus, bis an den Rand des Felsens und schrie höhnend: „Ich will Dir zeigen, was Dein Glauben wert ist und Deine Furcht vor den Geistern. Schau einmal her.“ Er hob die Hände weit ausladend in die Höhe und rief in die Weite über den Abgrund hinaus: „Komm Teufel, hol mich, wenn du die Macht hast und existierst.“ Marie schrie laut auf, bedeckte mit beiden Händen das Gesicht. Fritz blieb stehen. Nichts ereignete sich. Der schwarze Vogel zog seine Kreise und krächzte in heiseren Schreien.

**Wie die Uhr zum Verhängnis wird.**

In der Nacht, da sie von dieser Fahrt halbtot heimgekehrt war, schlief Marie trotz der fürchterlichen Müdigkeit nicht. Erst gegen Morgen fiel sie in einen betäubenden Schlaf, aus welchem sie viel zu spät erwachte. Langsam kam ihr die Erinnerung zurück, die wilde Fahrt, die heftigen Schwüre von Treue und Liebe. Und wenn sie weiter denken wollte, dann kam wieder der bohrende Schmerz in der Seele.

Frau Doktor war übel gelaunt und schimpfte. Marie ließ alles mit sich geschehen. Was lag schon daran. In ihrem Inneren war eine wunde Stelle, dahin kehrten alle ihre Gedanken zurück. Wie wenn ein zweiter, unbekannter Mensch am Kochherd stünde, so vollständig von sich getrennt hantierte Marie. „Ich muß ihm schreiben“, dachte sie während sie die Platten anrichtete. „Heute will ich ihm noch schreiben, entschloß sie sich, während sie abends das Wartzimmer aufräumt. „Das will ich ihm schreiben“, sprach sie ganz laut, beim Hinaufgehen in ihr Zimmer.

Lange blieb Marie vor dem weißen Papier sitzen. Die Tränen tropften darauf, bevor noch ein Wort geschrieben war. Und doch gab Marie nicht nach, nicht der Müdigkeit und nicht den vielen Gedanken, die verführerisch um eine Verzögerung baten. Ganz klar sah das Mädchen jetzt in den dunkeln Abgrund hinein, auf den es so lange ahnungslos zugelaufen war. Aber wie das schmerzt, sich selbst eine Liebe auszureißen, die feinen Wurzeln und Fasern auszureißen. Wenn das der Doktor tat, den Verband von einer offenen Wunde nahm. Gut, aber sich selbst. Und wie groß war diese Wunde!

Endlich kratzte die Feder auf dem Papier. In drei kurzen Sätzen war die erste Seite voll und der Brief beendet. Marie suchte die goldschimmernde Nadel aus ihrer Schublade, ein weiches Seidentuch und die rote Ledertasche, umwickelte und verschnürte das zusammen mit dem Brief zu einem Paket.

Das Paket wog schwer in Marie's Hand, da sie es anderntags damit zur Post brachte. Der Glanz in ihren Augen war verschwunden. Müde schleppte sie sich von Zimmer zu Zimmer. Nervös zuckte sie zusammen beim Ertönen der Haustürglocke. Besonders zu der Zeit, da der Briefträger kam.

Nie war eine Antwort gekommen, kein Wort, kein Telefonanruf. Eisiges Schweigen. Aber der Briefträger war auch aus einem anderen Grund zu fürchten. Marie hätte schon längst für die Uhr, die sie Fritz geschenkt hatte, fünfzig Franken bezahlen sollen. Der Termin war schon verfallen. Eine Postnachnahme hatte sie zurückgehen lassen, weil sie kein Geld hatte. Wenn Fritz vielleicht die Uhr auch zurückschicken würde, so wie sie alle seine Geschenke zurückgeschickt hatte?

Tag um Tag verstrich. Von Fritz kam kein Lebenszeichen. Aber das Uhrengeschäft stellte einen letzten Termin. Marie war in fürchterlicher Verlegenheit. Sie wollte mit dem Herrn Doktor reden, aber sie brachte den Mut nicht auf. Von der Frau Doktor Vorschuß verlangen, war unmöglich. Sie war mit ihr in letzter Zeit so unzufrieden, das hätte einen schrecklichen Krach abgesetzt. Aber ein anderer Gedanke kam ganz verstohlen immer wieder in Marie's Kopf hinein. Wie wäre das, wenn sie von der Frau Doktor Vorschuß nehmen wollte, ohne daß sie es merkte. Sie ließ doch immer in ihrem Zimmer, im Büro und überall Geld herumliegen. Wie leicht konnte da eine solche Fünfzigernote für ein paar Tage verschwinden und einfach nach gewisser Zeit unter den Zeitungen oder Zeitschriften wieder gefunden werden. Es handelte sich ja nur um ein

paar Tage, dann war Monatsende. Marie könnte dann das Geld wieder an den Ort zurücklegen und weiterschauen. Der Gedanke war so eindringlich und so oft schon aufgetaucht. Der Termin zur Bezahlung rückte näher. Nein, Marie wollte nicht eine Diebin werden. Lieber die Polizei kommen lassen. Aber das war ja eigentlich nicht gestohlen, nur sozusagen ohne Erlaubnis entlehnt. Marie würde das Geld ganz bestimmt und sicher sofort am Tage des Lohnempfangs zurücklegen. — Wer mit dem Feuer spielt, brennt sich. Die Gelegenheit war so günstig. Die Aussicht, daß kein Mensch davon erfahren würde, schien ganz sicher. Marie nahm die fünfzig Franken und bezahlte in letzter Stunde den Betrag dem Uhrengeschäft. Soweit war Marie nun von der Last befreit, soweit um sich eine viel größere aufzuladen. Es war ihr unmöglich, dem Doktor in die Augen zu schauen. Jede Frage, jedes Wort schien verdächtig. Was hatte nur die Frau Doktor mit Diesem und Jenem gemeint. Mitten in der Arbeit kam der Gedanke: „Du bist eine Diebin.“ Im Alleinsein, im schmerzlichen Verlassensein tauchten die Vorwürfe auf. Ruhelos und gehetzt verlebte sie diese Tage.

Marie schrie laut auf und bedeckte mit beiden Händen das Gesicht.

Am späten Vormittag wollte Marie in sein Zimmer hinauf gehen, um etwas zu holen. Da sie eintrat sah sie die Frau Doktor in ihrem Zimmer, sah wie sie ihren Schrank und ihre Schubladen ausräumte. Der Schrecken fuhr ihr in alle Glieder. Sie blieb auf der Schwelle stehen, wollte fragen, aber konnte kein Wort reden. Auf der Bettdecke sah sie einen Anhänger der Frau Doktor liegen, den Marie einmal zu einem Tanzabend als Schmuck getragen hatte. Den hatte sie wohl damals vergessen zurückzulegen. „Ich muß nachschauen, was Sie uns sonst noch gestohlen haben, May!“ sagte die Frau Doktor zornig und wühlte weiter in ihren Sachen. „Frau Doktor, gestohlen?, stammelte Marie. „Ja gestohlen, mein Fräulein, die fünfzig Franken und dann den Anhänger, den habe ich jetzt auch gefunden.“

Nun brach alles zusammen. Marie weinte, flehte und bat. Je mehr sich Marie aufs Bitten verlegte, umso mehr trumpfte die Frau Doktor auf; „Haben wir Sie nicht anständig behandelt? Haben wir Ihnen nicht alle Freiheit gelassen? Haben wir Ihnen nicht alles Vertrauen geschenkt? Eine Million hätte ich Ihnen anvertraut, auf Ihr gutes Gesicht und Ihre treuen Augen hin, und jetzt dieser gemeine Diebstahl. — Diesmal ist die Sache aber herrlich einfach ans Tageslicht gekommen. Sofort reisen Sie ab. Ich werde an Ihre Eltern schreiben. Die werden sich an ihrer Tochter freuen.“ „Frau Doktor, ich bitte Sie, nur das nicht“, flehte Marie, „ich bitte Sie, um alles in der Welt.“ Aber Frau Doktor blieb unerbittlich. Sie nahm ihr die Kleider weg, die sie ihr früher geschenkt hatte, sie machte ihr vom Lohn einen Abzug für Geld, das Marie wahrscheinlich auch noch gestohlen habe. Man könnte ja nie wissen.

Wie einfach war der Diebstahl offenbar geworden. Frau Doktor hatte die Fünfzigernote vermißt und gesucht, die sie verlegt hatte. Die Post brachte einen Brief vom Uhrengeschäft, mit dem sie selbst oft verkehrt hatte. Sie achtete sich nicht genau auf die Adresse, öffnete den Brief und sah die Quittung für

den bezahlten Betrag an die Herrenarmbanduhr. Sie hatte doch keine Herrenarmbanduhr gekauft! Erst dann kam ihr in den Sinn, die Adresse genau zu lesen. Sie fand May's Adresse und hatte schon die Spur für die verlorenen fünfzig Franken, da Marie in diesen Tagen ja kein Geld von ihr erhalten hatte.

An Marie's Eltern schrieb sie einen furchtbaren Brief. Sie wolle das Mädchen nicht einen Tag länger im Hause behalten. Das sei für sie ganz unmöglich. Sie seien viel von zuhause abwesend. Sie könnten folglich nicht eine Diebin als Vertrauensperson behalten.

Marie hoffte auf eine Besprechung mit dem Herrn Doktor. Er war unverhofft von auswärts zu einer dringlichen Konsultation gerufen worden. Er war für Tage verreist.

### Heimkehr, daß Gott erbarm.

Marie schleppte ihren schweren Handkoffer zum Bahnhof. Schwerer noch als diese Last drückte das böse Gewissen und die Angst vor der Heimkehr. Am Billetschalter mußte sie ihre letzten Batzen hergeben.

Beim Einsteigen, sah sie auf dem gleichen Bahnsteig Fritz bei einem Herrn stehen. Marie stieg in den hintersten Wagen ein. Dort war alles besetzt. Mühsam schleppte sie den Koffer von einem Wagen zum andern, bis sie Platz fand. Sie sah, wie Fritz ganz in der Nähe eifrig auf seinen Freund einredete. Marie hörte auch ihren Namen nennen und wurde nun unfreiwillig Zeuge des lebhaften Gesprächs.

Er erzählte davon, wie er kürzlich eine Liebe liquidiert habe: „Ich sage Dir, mein Freund, diese May war schön, etwas geradezu sensationell Spezielles. So richtig berggewachsen, natürlich. Selbstverständlich für mich etwas langweilig, wie so blöde Landnudeln sind. Aber Staat machen konnte ich mit ihr. Die Männer haben sich den Hals ausgerenkt, wenn ich mit May am Arm in ein Restaurant kam. Ich sage Dir, May war für mich eine erstklassige Abwechslung. Sie lag mir natürlich ewig mit dem Heiraten in den Ohren. Das gibt's für mich nicht. Ich habe ihr schön was vorgemacht, und sie hat schön daran geglaubt. Ich mußte natürlich höllisch aufpassen, daß Trudy nichts davon erfährt. Die war sowieso die ganze Zeit lang verteufelt eifersüchtig."

Endlich setzte sich der Zug in Bewegung, der Freund sprang im letzten Augenblick auf das Trittbrett und Fritz winkte ihm nach.

Marie saß auf der harten Bank und starrte vor sich auf den Boden. Sie schaute nicht auf den tiefblauen See, schaute nicht zurück auf die große Stadt, sie sah nicht die vielen Häuser und Gärten vorbeifliegen, nicht die Bäume und Wälder. Die Augen voll Tränen, das Herz voll Weh und dazu noch die Angst. In Luzern mußte sie lange warten. Wohin sollte sie gehen, bis zur Abfahrt des Dampfschiffes. Nur jetzt niemand in die Hände laufen, von niemand gesehen werden. Marie schleppte ihren Koffer an das Ufer des See's. Nun lagen die heimatlichen Berge vor ihr. Aber nicht so, wie sie immer als ihre liebe Sehnsucht lebten. Um den Titlis drohte ein Gewitter. Schwarze Wolken hingen an den Zacken und Felsen. Drohend schaute diese Bergheimat über den See herüber.

Marie fuhr über den See in diese wilde Bergwelt hinein. Erst da sie schon ein Stück bergauf gegangen war und der Regen niederfiel, bemerkte sie, daß sie ihren Regenschirm auf dem Schiff hatte liegen lassen.

Schwer war der Koffer und immer rauher wurde der Weg. Hunger plagte das Mädchen, das seit langem nicht recht gegessen hatte. Marie kam in den Wald. Der Weg stieg dort steil an. Der Regen rauschte in die Blätter der Bäume, fiel in großen Tropfen auf ihre Kleider, auf die Steine und ins Moos.

Dunkelheit kam in den Wald. Der Duft vom nassen Boden mischte sich mit dem rezenten Geruch des schleichenden Nebels. Marie war todmüde. Bei jedem großen Stein, bei jedem Wurzelstock mußte sie den Handkoffer niedersetzen. Erschöpft blieb sie darauf sitzen.

Was war aus diesem eleganten Stadtfräulein geworden. Die feinen Schuhe voll Dreck. Die seidenen Strümpfe naß und verschmiert. Am hellen Mantel klebten nasse Blätter. Der Hut tropfte, die Feder saß krumm und lahm. Marie schaute auf ihren zerknitterten durchnäßten Rock, auf die im

Dunkel in der Nässe erloschenen Farben, die sonst so aufreizend geleuchtet und so übermütig jugendlich waren. Dumpf wie der unaufhörliche Regen, dunkel wie der beizende Nebel, trostlos wie Regennacht war ihre Traurigkeit, ihre Verlassenheit, das Elend.

Weit oben ertönten ein paar Geißenglöcklein. Das Mädchen horchte auf. Das war ein trauliches Bimmeln. Die munteren Tönlein kamen näher. Es hörte ein Trippeln auf den Steinen und dazu das Trampen schwerer Nagelschuhe. Marie wollte aufstehen, ausweichen, sich verstecken, aber die Müdigkeit hielt es gefangen. Es blieb am Wege sitzen. Meeeeh, Meeeh! Die Geißen blieben stehen, schauten erstaunt auf den versperrten Weg, drängten sich zusammen. Meeeeh, Meeeh!

Die Stimme eines jungen Mannes kam aus dem Dunkel: „So, vorwärts da, vorwärts!" Die Geißen wagten nicht weiter zu gehen. Der Aelpler kam näher. „Ja so, da ist der Weg versperrt, müßt halt drum herum gehen." Und zu der sitzenden Gestalt sagte er: „Ist Euch übel?" Keine Antwort. Der junge Bauer zündete seine Pfeife an. Marie schaute auf, sah ein gütiges und munteres Gesicht, mit einem zierlichen Schnäuzlein, hager und kantig, braun und gesund. Das Licht des Streichholzes tanzte mit flackerigem Schein auf den jungen Zügen in den hellen Augen. Marie erkannte ihn sofort. Er zündete noch einmal an und drehte den Lichtschein auf das Mädchen. „Wenn ich mich nicht täusche seit Ihr, bist Du das Marie vom Erlenmoos." „Ja." „Hast schwer und keinen Schirm. Schade, daß ich die Geißen nicht noch einmal hinauftreiben kann. Ich würde Dir tragen helfen. Aber ein Regendach kannst von mir haben, willst wohl heim. Hast es nicht schön, bei dem Wetter."

Das Licht des Streichholzes flackerte hell auf

Er reichte ihm den Schirm. Die Geißen waren inzwischen weiter getrippelt, den Weg hinunter. „Aber dann wirst Du naß, und Du hast noch weiter als ich", sagte Marie. „Das macht nichts. Ja, ich muß gehen, sonst laufen mir die Gitzi davon. Komm gut heim."

Marie saß noch lange unter dem großen Regenschirm, bis es sich weiter wagte, heimzu. Aber der traute Ton dieser Stimme hatte ihm wohl getan. Der Sepp vom Oberboden hatte nun auf seinem Weg ins Tal und auf der andern Seite wieder den Berg hinauf Kurzweil genug. So ein feingekleidetes, tropfnasses und verweintes Jüngferlein traf man nicht oft im dunkeln Wald. „Hat keine gute Heimkehr, das Marie", dachte der Sepp und spürte Mitleid mit dem Mädchen. Er wußte ja nicht, daß er selbst, ohne noch davon zu wissen, auch eine schrecklich traurige Heimkehr erleben mußte. — Marie trat aus dem Wald. Weit oben am Berg leuchtete ein Licht aus einem Fenster. Dort war das väterliche Heimwesen, das Erlenmoos. Ein langer und mühsamer Weg führte dort hinauf. Wenn auch die Angst mit jedem Schritt größer wurde, war ihm doch der ruhige Lichtschein lieb. Endlich spürte Marie die Steinplatten unter den Füßen, tappte es sich auf die Haustüre zu. Sie war verschlossen. Marie klopfte. Der Vater kam mit einer Stallaterne hob sie dicht vor Marie's Gesicht und ging dann wortlos voraus ins Haus und in die Stube. Beim Ofen blieb er stehen. „Vater, verzeih mir", stammelte Marie, „ich bitte Dich verzeih mir."

Düster blieb des Vaters Gesicht, vom schweren Kummer faltig und müde. Er sagte lange nichts. Marie blieb stehen.

Die Tropfen fielen mit dumpfem Ton auf den Stubenboden. Auf dem breiten Schragentisch lag ein zerknütteter Brief, sonst nichts. Der Vater deutete dorthin, auf den Brief: „Ich bin heute im Dorf gewesen und habe diesen Brief heimgebracht. Besser wär's, ich wäre auf dem Weg ins Dorf über die große Fluh hinunter gefallen, daß ich das nicht hätte erleben müssen." Marie wollte das Herz stille stehen. Es war darauf gefaßt, daß der Vater schimpfen und toben würde, daß er mit der harten Faust aufziehen würde. Aber diese Stimme, diese Ruhe, das übermächtige Unglück in seinem Gesicht, das war zuviel. Das Mädchen stand mit zitternden Knien und bat immer mit den gleichen Worten um Verzeihung. Der Vater ging auf die Kammertüre zu: „Platz haben wir für Dich nicht im Haus, oder ein Bett, für so ein Kind. Lies da den Brief, bis es Morgen wird." Er drehte sich um, öffnete die Kammertüre und verschwand dort im Dunkel.

Die Stallaterne stand am Boden, wo sie der Vater hingestellt hatte. Marie sank auf die Bank am Tisch und starrte auf das weiße Papier des Briefes. Die Uhr an der Wand maß ruhig Sekunde um Sekunde mit ihrem immergleichen Ticktack. Das Licht wurde kleiner und erlosch. Marie blieb in den nassen Kleidern und Schuhen.

Der Morgen schaute hinter den weiten Bergen hervor. Die Sonne schickte ihre Strahlen durch die Butzischeiben hinein auf den Tisch, auch auf den schlafenden Mädchenkopf, der vornübergesunken war.

## Den Berg hinauf verschwunden.

Im Erlenmoos war diese Nacht mit Marie ein böser Geist eingezogen. Der Vater schwieg. Die Mutter konnte die Schande nicht verwinden, sie entlud im Zorn, was ihr im Herzen weh tat. Die Brüder wagten nicht mit Marie freundlich zu sein, solange der Vater schwieg. Den jüngeren Schwestern wurde Marie als das böse Beispiel hingestellt. Am Tisch war eine trübe Stimmung jeden Tag. Niemand richtete an Marie ein Wort. Wenn es in der Küche helfen, im Stall oder auf dem Land schaffen wollte, dann jagte man es weg und verrichtete diese Arbeit selbst.

Marie wagte nicht ins Dorf zu gehen aus Angst, jedermann wisse, daß es gestohlen habe. Es suchte aus seinen alten Kleidern etwas zurecht zu machen. Denn mit dem Zeug, das es aus der Stadt mitgebracht hatte, konnte es nicht hier oder im Dorf herumlaufen. Es flickte auch seine alte Werktagstracht. Aber immer konnte es auch nicht flicken.

Marie wollte mit dem Vater reden. Der sagte, er wolle dann schon reden, wenn es Zeit sei. Jetzt sei es noch lange nicht Zeit. Es ging zur Mutter und bat um Arbeit, es sei ihm gleich was tun, wenn es nur etwas schaffen dürfe. Die Mutter wurde zornig und schimpfte, eher wolle sie Tag und Nacht arbeiten, als daß sie sich von so einem Mädchen helfen ließe.

Wochenlang lag diese fürchterliche Spannung über dem Heimwesen. Marie konnte nicht immer müßig im Haus sitzen. Zu all dem Elend kam noch der Schmerz von der tiefen Wunde, die seine Liebe ihm geschlagen hatte.

Marie ging zu den Tieren in den Stall und auf die Weide. Da fand es noch eher Verständnis für seine Not. Die große braune Geiß hatte besondere Freundschaft mit Marie geschlossen. Sie kam von weither gesprungen, wenn Marie aus dem Hause trat. Wenn es die Geiß nicht beachtete, dann machte sie sich auf ihre Art bemerkbar, meckerte, strich ihm um den Rock oder sprang gar mit den Hörnern auf das Mädchen los. Marie spielte mit der lustigen Geiß, putschte mit ihr und mußte hell auflachen dabei. Da nahm die Mutter die Kinder zusammen, zeigte ihnen dieses Spiel und sagte: „Seht, und die lacht noch!"

Diese fürchterliche Last konnte Marie nicht mehr länger tragen. An einem der schönen Herbstsommertage trat Marie nach dem Frühstück vor die Mutter hin und sagte: „Mutter, darf ich fortgehen?" Die Mutter schaute nicht einmal von der Arbeit auf: Du kannst gehen, wohin Du willst, bist ja doch nur allen im Weg. Und Zeit hast Du ja genug. Aber beim Einnachten mußt wieder da

sein!" Marie sagte: „Ja, zum Nachtessen bin ich wieder da." Es nahm ein paar dürre Birnen und ein Stück Brot in die Tasche und ging bergauf.

Beim Mittagessen frug niemand, wo Marie sei. Beim Nachtessen blieb sein Platz leer. Der Abend kam, die graue Nacht zog vom Tal herauf. Marie kam nicht zurück. Zu gewohnter Stunde ging der Vater zur Haustüre und schloß sie zu, schob mit kräftigem Schlag den so schweren Riegel vor.

In der Nacht erwachte oft die Mutter. — Sie glaubte immer leise Schritte zu hören. Und doch nicht. Drei- viermal erwachte sie so. — Aber die Schritte kamen nicht. Auch der Vater hustete schon früh am Morgen und schlief nicht mehr ein. —

Beim Frühstück war Marie noch nicht da. Alle gingen an die Arbeit wie sonst. Nachmittags frug der Aelteste nach dem Marie. Die Eltern taten so, als wüßten sie wo Marie sei und gaben ihm zu verstehen, daß weiterhin besser nicht nach ihm gefragt werde.

Am Abend blieb der Vater in der Stube auf. Er hatte sich allerlei Schriftliches zurechtgelegt. Solange er in der Stube mit den Papieren hantierte, ließ er die Haustüre offen. Er konnte seine Gedanken nicht gut zusammenhalten. Immer wieder mußte er seine Eintragungen ausradieren. Bis tief in die Nacht blieb er am Tisch und horchte immer wieder in die Nacht hinaus. Einmal kam er sogar soweit und öffnete das Fenster, ging bis zu der Haustüre und auf die Laube hinaus. Traurig kehrte er zurück und starrte wieder auf die Papiere. — Die Uhr in der Stube schlug Mitternacht. — Er zählte die Schläge, trotzdem er immer wieder auf das Zifferblatt schaute. Da öffnete sich leise die Kammertüre. Die Mutter kam zu ihm hinaus. — „Vater, wir hätten das Kind doch nicht in die Verzweiflung hineintreiben sollen."

**Wind im Haar und Sonne im Gesicht**

Lange redeten sie miteinander. Gemeinsam warteten sie nun. — Erst beim frühen Morgenschein legten sie sich nieder, unruhig und schlaflos die Ungewißheit des Tages zu erwarten. Noch andere solche Nächte mußten sie erleben.

## Eine Kuh brüllt im Stall.

An jenem schönen Morgen, da die Berge lauter und klar in den blauen Himmel hinaufragten, von den Gletschern ein silberiger Schein, ein hauchdünner Schleier sich

in die Bläue verwob, war Marie von daheim weg, den Berg hinauf gegangen. Keinen Blick hatte es zurückgeworfen auf Haus und Stall und Speicher, nur immer vorwärts geschaut und wieder einmal hinein in die herrliche Bergwelt, wo die wilde Landschaft das Gefühl unendlicher Freiheit schuf.

Wie schön war Gottes Natur hier oben, weg von den Menschen, fort von der Qual und der entsetzlichen Last. Wie köstlich war das Gefühl inmitten dieser buntfarbigen, unverdorbenen, reinen Natur allein zu sein. Die herrliche Morgenluft und die Anstrengung des raschen Ansteigens jagte ihm das Blut frisch und köstlich durch den Körper. Hier konnte es wieder frei atmen, konnte die Arme wohlig ausstrecken nach der ungebundenen Freiheit, die ihm von den Bergen entgegenleuchtete.

Im wildgewachsenen Bergwald verflogen seine schweren Gedanken. Auf der saftigen Alpweide pflückte es sattfarbene Blumen. Kein Mensch begegnete ihm. Droben beim Helgenstöckli, steckte es den Busch Blumen der lieben Muttergottes ans Gitter und betete: „Sei Du doch bitte lieb mit mir und mach, daß ich Verzeihung erlange."

Auf der Paßhöhe schaute es in die beiden Täler hinunter. Es wollte noch nicht rasten, wollte noch nicht abwärts gehen. Ein unbekanntes Sehnen zog das Mädchen immer weiter hinauf. Es folgte dem einzigen Weglein, das aufwärtsführte, ohne zu wissen, wohin. Ueber rauhes Karrenfeld, unter mächtigen Felsen durch, in schwindliger Höhe auf schmalem Band schritt Marie in das Unbekannte hinein.

Da, auf dem einsamen Berg, weitab von jeder Behausung lag eine Alp, die nur den blauen Himmel und ferne Berge als Nachbarn hatte. Dort bei der verfallenen Hütte hielt Marie seine erste Rast. Junge Rinder trieben auf der Weide.

Das Läuten ihrer Glocken war die Tafelmusik zu seinem kärglichen Mahl. Im Stall brüllte eine Kuh. Marie achtete zuerst nicht darauf. Da aber das Brüllen nicht aufhören wollte, ging es auf den Stall zu und hinein. Die Kuh stand allein und war unruhig, wie von Schmerzen geplagt. Marie war sofort im Bild. Ja, die Kuh sollte gemolken werden. Wo war nur der Hüt? Marie suchte nach einem Eimer. Vom Schlafraum her kam ein Stöhnen und leises Jammern. Marie stieg die Leiter hinauf, schaute auf die beiden Tastern.

Dort lag ein bärtiger Mann, mit glühend rotem Kopf. Marie sagte „Guten Tag" und ob ihm etwas fehle. Statt einer Antwort kamen schmerzliche Laute. In zwei alte Wolldecken eingewickelt, auf schmutzigen Leintüchern, lag der Mann im Stroh, schwitzend und ächzend. Marie sprang die letzten Sprossen hinauf, schlug den Kopf am Dachbalken an, kniete zu ihm hin, legte die Hand an die nasse Stirne: „Hast Fieber, hohes Fieber. Bist allein?" Die Augen in dem verwilderten Gesicht öffneten sich und drehten sich wie Kugeln.

Marie warf seine Wolljacke auf die andere Taster, befühlte den Puls, der in viel zu raschen Schlägen hämmerte: „Hast Du Schmerzen?" Legte die Hand auf die Brust: „Da?" Unverständliche Laute kamen aus dem ausgetrockneten Mund. Marie setzte sich neben ihn. Da schrie der Mann auf. Also im Bein war der Schmerz. Marie fand einen Verband am Knie, legte eine große eiternde Wunde frei, dann machte es sich an die Arbeit. Suchte Kräuter, braute Tee, molk die Kuh, pflegte die Wunde, wusch Verbandzeug und Leintücher und kam doch alle Augenblicke zu ihm, ließ ihn nie lange allein. Der Abend kam, die ganze Nacht hielt das Fieber an. Marie vergaß alle Welt um sich.

### „Geh weg, Du bist der Teufel!"

Gegen den Morgen zu, kam eine Stunde ruhigen Schlaf über ihn. Marie fragte: „Wer bist Du, wie heißest Du?" „Ich bin der Schneetoni." „Dich hätte ich nicht mehr erkannt", sagte Marie, „Du siehst schlecht aus. Man muß den Doktor holen und den Pfarrer." Aber wie soll man hinuntergehen, stundenweit, wenn man ihn keinen Augenblick allein lassen kann. So blieb eben Marie als Doktor, Pfarrer und Pflegerin bei ihm.

In der dritten Nacht, war der Schneetoni ruhiger. Aber außer der Hütte war es nicht ruhig. Der Wind rüttelte und zerrte

an den Balken und Schindeln. Die Laterne über Tonis Kopf schwang hin und her und die Flamme flackerte. Das Heulen und Tosen peitschte den Regen an die kleinen Scheiben. Auf dem Schindeldach über ihnen trommelten die schweren Tropfen unaufhörlich, als ob hundert Murmeltiere darauf herumtrippelten. Wenn nach kurzer Pause der Wind die Hütte mit neuer Gewalt anpackte, als wollte er sie von den Mauern heben, und Marie ängstlich sich am Balken festhielt sagte der Toni: „Brauchst keine Angst zu haben. Ich und die Hütte, wir haben schon manchen bösen Sturm erlebt, wir halten stand." Nach Mitternacht hörte das Trommeln und Trippeln plötzlich auf. Der Sturmwind heulte weiter. Schnee fiel und deckte Hütte und Alp ein.

Nun war für viele Tage nicht daran zu denken Hilfe holen zu können. Marie mußte, allein gegen den Tod ankämpfen, der seiner einsamen Beute so sicher schien. Kalt war es in der Hütte. Marie hatte nur seine Werktagstracht und eine Wolljacke bei sich. In der ganzen Hütte war kein weibliches Kleidungsstück aufzutreiben. Die Rinder mußten im Stall behalten und gefüttert werden. Wenn Marie Feuer machte, dann stieg der beizende Rauch in die Schlaflaube hinauf. Die Vorräte der Lebensmittel gingen zur Neige. Ein halber Sack Erdöpfel lag noch im Kellerloch, ein Bissen Käse und eine Handvoll Mackaroni, sonst war nichts zu finden. — Marie zog Tonis Jacke und sein Ziegenfell an und fror trotzdem. Es mußte Kräuter haben für lindernden Tee. Die waren tief unter dem Schnee verborgen. Wenn Toni seine Anfälle von Schüttelfrost bekam, dann mußte alles, was ihn wärmen konnte, zusammengetragen werden, um ihn zuzudecken.

Statt einer Antwort kommen schmerzliche Laute

In der Nacht, wenn das Fieber wieder kam, schrie Toni: „Geh weg, Du bist der Teufel!" Marie blieb ruhig bei ihm sitzen und sagte: „Das haben sie mir zuhause auch schon gesagt, genau so!" Wenn er bei Verstand war, wenn Marie ihm zu trinken gab, ihm den Schweiß abtrocknete, das Liegen bequem machte, dann sagte er: „Marieli, bist Du mein Schutzengel?" „Oh nein, das bin ich nicht, da bin ich weit davon entfernt. Wenn Du wüßtest, Toni, was ich für eine bin."

Bei einem alten Mann heilen die Wunden nicht so schnell. Die vielen Nächte, da sie beieinander waren, brachten es mit sich, daß beide ins Erzählen kamen. Toni sprach davon, warum er im ganzen Land der Schneetoni hieß. Er war als kleines Kind im Schnee gefunden worden. War im Waisenhaus groß geworden. Hatte sich als Hüterbub und als Sagenfeiler seinen Unterhalt verdient. — Der Waisenvater hatte ihm in seinem Zuegaden ein Zimmer einrichten lassen. Im Sommer war er seit vielen Jahren Hüt auf dieser Rinderalp, die oberste und wildeste Alp weitum. Er war immer ein Einsamer gewesen und ein Eigener. Aber da er für die Arbeit von Haus zu Haus, von Heimen zu Heimen zog, hatte er viele Leute kennen gelernt, in viele Verhältnisse Einblick bekommen. Er hatte eine

gute Beobachtungsgabe und einen klaren, unverdorbenen Verstand. Er hatte Zeit seine eigenen Gedanken lange auszubrüten und drehte und wendete sie nie nach anderer Leute Meinung.

Toni konnte schweigen und fragen und warten und lockte so manch einem Menschen sein verstecktes Geheimnis hervor. Auch Marie kam so ins Erzählen und berichtete ihm von seiner Liebe und von seiner Schande, daß es nie mehr einen Menschen gern haben könne, sein ganzes Leben lang. Toni hörte ruhig zu. Sein bärtiger, abgemagerter Kopf lag still auf dem Strohkissen. Nur die Augen flackerten unter den halbgeschlossenen Lidern hervor. Er störte mit keinem Wort Marielis langen Bericht. Auch nachher blieb er lange stumm. Dann hob er den Kopf mühsam und sagte ruhig: „Schau, so muß sich ein junger Mensch bewähren. Und wenn sich so ein Mädchen bewährt, dem Herrgott treu bleibt, dann kommt das Glück ganz ruhig und gelassen und ist einfach da. Das Glück wohnt nicht im schönen Haus, nicht auf der kurzweiligen Straße, nicht im blühenden Geschäft, nicht im Stall voll gesunder Prämierinder. Das Glück ist im Herzen drin. Das kann nicht sein, wenn man mit dem Herrgott im Unfrieden lebt. Schau, die Geizigen, die müssen immer mehr haben, die Neider sind nie zufrieden, die Trinker saufen bis ans Ende und haben im Sterben noch Durst. So ist es immer. Ein Berg von Goldstückli macht nicht glücklich, ein Keller mit hunderttausend Liter Wein nicht. Glück ist der Friede mit Gott, mit sich selber, mit den andern Menschen. Das habe ich gelernt bei fremden Menschen im Zuschauen, im Zuhören und vor allem hier oben, wo man Gottes Gewalt spürt, wo man sieht, wie ohnmächtig der Mensch ist. Wenn das Wetter tobt, Leben und Besitz mit einem Schlag nehmen kann. Wenn eine Nacht so viel schadet, wie zehn Sommer eingebracht haben. Wo die Angst den stärksten Mann packen kann, daß er winselt. Das habe ich alles erlebt und darüber nachgedacht. Du bist jung, Marieli, bist noch wenig erfahren, aber wenn Du mir glaubst und selber die Augen offen hast, dann wirst Du auf den rechten Weg kommen."

Marieli saß bei ihm. Schaute auf seine dreckigen rauhen Schuhe, auf seine zerrissenen dickwolligen Strümpfe, dachte an die feinen Strümpfe, die es in der Stadt getragen. Hüllte sich fester in das warme Ziegenfell ein. Dachte an die seidengefütterte Jacke und den weichen Stoff, von damals. Dachte auch wie es dort immer unruhig und gehetzt gewesen sei. Verglich den armseligen Raum um sich mit den schönen Zimmern und Sälen im Doktorhaus. Es fühlte in sich das Glück, hier diesem armen verlassenen Menschen helfen zu können, wie er sagte, sein Schutzengel zu sein. So erfuhr und erlebte Marieli, wie sehr der kranke Toni recht hatte.

Nur die eine Unruhe lastete auf Marieli, der Gedanke, daß seine Eltern nicht wissen, wo es ist. Es hatte schon so oft mit Toni alle Möglichkeiten besprochen, wie es heimberichten könnte. Aber der Schnee hatte jede Aussicht verweht.

Und doch kam durch den einschmilzenden Schnee ein Mann daher, unverhofft. Ein Bauer, der auch einige Rinder auf die Alp gegeben hatte, tauchte auf. Er war wohl erstaunt, daß Toni krank war, und mehr noch, daß er sich eine junge Pflegerin und Hüterin angestellt hatte. Er konnte nicht dableiben und zu den Rindern sehen aber berichten wollte er gerne im Erlenmoos.

### Wie ein Motorrad knattert, ein Schwein rennt und die Gerüchte schleichen.

Und wieder kam Marie heim. Aber diesmal war die Haustüre weit offen. Die Sonne schien hindurch, bis auf den Küchenboden hinein. Suppe dampfte auf dem Herd. Die jüngste Schwester hantierte in der Küche. Vom Schatten in der Türe aufmerksam geworden, schaute sie auf, dann sprang sie auf die Stubentüre zu, rief die Stiege hinauf und in die Stube hinein: „Vater, Mutter, s'Marie kommt, s'Marie ist da."

Bei Tisch war ein fröhliches Plaudern. Marie mußte erzählen und mußte immer wieder beweisen und versichern, daß gar keine Möglichkeit bestanden habe, nach Hause Bericht zu geben. Nachmittags ging Marie mit den andern auf die Matte ins Emd. Sie schafften fleißig und froh, als ob nie etwas

Schlimmes und Böses zwischen ihnen gewesen wäre. Auf dem Heimweg sang eines der Mädchen ein lustiges Lied und Marie sang mit seiner hellen Stimme mit.

Im Herbst ging Leni, die jüngere Schwester, in eine Stelle ins Dorf und Marie verrichtete fortan ihre Arbeit. Im Herbst kam auch Schneetoni auf das Erlenmoos, mit einer jungen Geiß. Er wolle diese da lassen, weil ihm s'Marieli das Leben gerettet habe, sagte er schlicht. Die Mutter stellte ihm ein Glas Schnaps auf den Tisch. Toni erzählte von seiner Krankheit und von Marieli, seinem Schutzengel, bis der Mutter die Tränen über die Backen rannen. Er hatte viel zu erzählen und viel zu rühmen. Er wollte nicht aus der Stube gehen, bis s'Marieli aus dem Dorf zurückkam. Das war ein herrliches und trautes Wiedersehen. — Etwas schwerfällig und noch hinkend ging der alte Mann vom Hause weg, aber wieder gesund.

„Vater, Mutter, s'Marie kommt!"

Eine richtige Arbeitswut entwickelte Marie. Das ganze Haus wurde von unten bis oben geputzt und gewaschen. In jedem Schrank, in jeder Schublade machte es Ordnung, jeder Topf und Napf wurde geprüft und poliert. Bei diesem Butzen und Aufräumen fand Marie auch einen großen Regenschirm, der niemandem gehören wollte. Da fiel ihm endlich ein, daß es seit seiner Heimkehr von der Stadt nie daran gedacht hatte, den großen Schirm zurückzubringen, den ihm der Oberboden-Sepp damals im Wald geliehen hatte. Marie schämte sich dieser Undankbarkeit, wollte den Schirm nicht einem Bub mitgeben, sondern trotz dem weiten Weg selber dorthin gehen.

Das Heimen Oberboden lag ungefähr auf gleicher Höhe auf der anderen Talseite. Der Vater hatte ein Schwein verkauft, Marie sollte es ins Dorf hinunter treiben. Es nahm den Regenschirm mit. Das grunzende Schwein legte sich in jede Pfütze, war bald vom ungewohnten Laufen müde. Marie verlor nahezu die Geduld. Auf der ebenen Straße ging es besser. Da waren aber wieder neue Gefahren und Schwierigkeiten, die Fuhrwerke und vor allem die Automobile. Wegen jedem Stinkkarren floh die Sau in den Dornhag hinein. Marie hatte seine liebe Not. Beim Dorfeingang raste ein Motorrad um die Ecke, mußte wegen dem Schwein bremsen. Es war Fritz. Die Sau trottete noch rechtzeitig um die Ecke, Marie blieb wie angewurzelt stehen. Fritz fluchte und fuhr weiter, ohne auf das Mädchen zu achten. Unten beim Wirtshaus sah Marie das Motorrad stehen.

Wie fern, wie unendlich weit weg war doch diese Zeit. Und wie hatte sich alles verändert, zum Guten verändert.

Im Oberboden stand der Sepp vor dem Stall. Marie gab ihm den Schirm und entschuldigte sich. Es wolle ihm auch noch einmal herzlich danken. Ob er nicht tropfnaß geworden sei, ob er auch nicht gedacht habe, es sei schlecht und undankbar, den Schirm nie zurückzubringen. Sepp sagte, er habe den Schirm auch ganz vergessen. Und wegen dem Naßwerden sei es nicht bös gewesen in jener Nacht. Aber was er angetroffen habe zuhause, das sei bös und traurig gewesen: „Mein Vater ist mir in jener Nacht gestorben, ich kam gerade heim zum End. Er war noch gesund und fröhlich, da ich am Morgen fort ging, um die Geißen zu holen." Marie konnte so nicht sofort wieder fortgehen, wurde in die Stube gebeten,

mußte der Mutter zuhören, wie das gekommen sei. Sie trug ihr Leid so schwer.

Unterdessen saß Fritz in der Wirtschaft im Dorf. Er redete mit den zwei Schnapsern in der Ecke. Erkundigte sich, wo das Erlenmoos sei. Das sei ihm allerdings zu weit oben, wenn man nicht mit dem Töff hinauffahren könne. Er habe bei einem Mädchen dort oben, das in der Stadt gedient habe, noch ein Guthaben. Aber es seien ja noch andere Leute da in der Stadt, die auch von dem Mädchen bestohlen worden seien. Man solle nur bei der Dienerschaft nachfragen, bei der Frau Doktor, dann könne man allerhand erfahren, wie raffiniert das Mädchen gestohlen habe. Die Wirtin kam auch in die Schankstube und hörte zu.

Nun hatten die Leute im Dorf zu reden. Der Schneetoni erzählt von Marielis Tugenden und von der Wirtschaft aus gehen die Gerüchte von Marie's Lastern. Und beide Erzählungen wachsen von Mund zu Mund, schleichen durch die Häuser, über die Matten, den Berg hinauf, bis in die stotzigen Heimili hinauf.

### Die Schlüssel zwischen den Matratzen.

Eines Abends steht der Oberboden-Sepp im Erlenmoos. Er sieht übernächtig und traurig aus. Seine Mutter ist schwer krank. Die letzten Nächte hat er ihr gewacht, am Tage hat er mit des Nachbars Hilfe und dem Knecht die strenge Arbeit getan. Im ganzen Tal ist er um eine Pflegerin aus gewesen. Nirgends hat er Hilfe gefunden. Die Mutter will nicht in den Spital. Sie sagt, sie wolle zuhause sterben. Der Arzt hat in die Stadt telefoniert und niemand bekommen. Und nun steht er da und frägt die Mutter, ob er das Marieli bekommen könne. Er habe vom Schneetoni gehört, wie es ihn gepflegt habe. Sie sollen doch um Gottes Willen so gut sein und ihm und seiner kranken Mutter helfen. Der Vater steht am Ofen und sagt: „Was meinst, Mutter, für ein paar Tage." Die Mutter sagt: „Wenn die Buben tüchtig helfen!"

Dann läßt man s'Marie kommen und sagt ihm, es solle etwas einpacken und mit dem Sepp gehen. Sepp trägt Marie's Handkoffer auf seiner Traggabel. So gehen sie miteinander aus dem Haus. Da es im Tal zu regnen beginnt, öffnet Sepp seinen breiten Schirm. Darunter haben beide Platz.

Sepp kommt mit dem Marie heim. Die Mutter hat sehnsüchtig auf ihn gewartet. Mißtrauisch schaut sie auf das Mädchen. Sobald sie mit Sepp allein ist, befiehlt sie ihm, die Schlüssel vom Sekretär und vom schönen Buffet in der Stube abzunehmen. Die bindet sie in ein Nastüchlein und stopft sie zwischen die Matratzen.

Marie hätte nie gewagt, eine solche Pflege zu übernehmen. Aber der Vater hatte so sicher befohlen, und Sepp hatte so eindringlich gebeten. Am frühen Morgen kam auch der Arzt und gab seine Anweisungen. Marie wußte bald Bescheid, kochte und pflegte und wachte.

Am dritten Abend kam Sepp in die Kammer hinein und sagte, Marieli solle jetzt einmal schlafen gehen, er wolle bei der Mutter aufbleiben. Er sagte das so bestimmt, und Marie war so müde, daß es gerne schlafen ging. Mitten in der Nacht wachte es auf, sprang aus dem Bett und ging hinunter, um nachzuschauen. Es fand den Sepp schlafend und die Mutter am Verdursten.

Eine Woche verging, Marie wollte heim. Sepp suchte nach einer andern Hilfe. Er fand niemand und landete wieder im Erlenmoos, um für eine weitere Zeit anzuhalten. So blieb Marie im Oberboden. Die Mutter wollte das Marieli nicht mehr fortlassen. So eine weiche gute Hand habe sie noch nie gespürt. Die bösen Spritzen seien vom Marieli besser zu ertragen als vom Doktor. Dann wieder glaubte sie, sie habe doch nur noch einige wenige Tage zu leben, man solle ihr doch die kurze Zeit noch das Marieli lassen. Sepp sah, daß er einen guten Geist ins Haus gebracht hatte. Dem Marieli ging alles so flink von der Hand. Die Mutter wurde ruhig, wenn es nur in die Nähe kam. Marieli verstand so gut zu kochen, was die Mutter gern hatte. Und auch ihm mundete alles, was auf den Tisch kam.

Nie entstand eine Aufregung, nie ein Hasten und Herumrennen. War von seinem Hemd ein Knopf abgerissen, unversehens war er wieder angenäht. Nie war Marieli

müßig. Es flickte, wusch und glättete. Und die Mutter war immer so schön und bequem aufgebettet und gekämmt und bekam bunte Haarbändel in die Züpfen, wie ein Mädchen.

Langsam wich die Krankheit. Die Mutter konnte besser atmen. Einmal rief sie ganz verstohlen den Sepp zu sich herein, gab ihm das Nastüchlein mit den Schlüsseln und sagte, steck sie alle wieder dort ins Schloß, wo Du sie damals weggenommen hast.

Einmal, während die Mutter so schön in den Vormittag hineinschläft, ertönt ganz in der Nähe ein fürchterliches Krächzen. Marieli fürchtet für den wohltuenden Schlaf. Es springt auf leisen Sohlen hinaus und vor die Türe. Da steht der Schneetoni, hat am Hag seinen Schraubstock montiert und feilt munter ein Sagenblatt. Marieli winkt ihm und ruft ihm: „Sei doch still, Toni, die Mutter schläft." Er lacht: „Muß Dich wieder einmal sehen. Habe mir schon ausgedacht, daß ich Dich mit dieser Musik aus dem Krankenzimmer locken kann. Wie geht es Dir?" Marieli lachte auch. Es begann sofort ihm den Schraubstock abzuschrauben und sagte: „Wenn Du hier schaffen willst, dann geh hinüber ennet den Bach, weißt ja, wie gerne die Kranken Ruhe haben." „Ist mir nicht besonders ums Schaffen, wollte Dich nur wieder einmal sehen." Woher weißt Du denn, daß ich da bin, frug Marieli. „Aha, der Schneetoni weiß alles was wichtig ist", lachte er. Dann ging er in den Stall zum Sepp. Dem sagte er: „Du, Sepp, wenn man liegendes Heu hat, schön dürres, gutes, soll mans aufmachen und eintragen und nicht zuwarten bis am nächsten Tag.

**Ein lustiger Engelberger-Bub**

Auch wenn kein Wölklein am Himmel steht. Solange das Heu draußen liegt, ist immer Gefahr." Sepp fragte erstaunt: „Was sagst Du da, Toni! Ich habe doch um die Jahreszeit kein Heu mehr und kein Emd." Toni packte den Tornister auf und sagte verschmitzt: „Ich meine nur so. Denk einmal darüber nach."

### Wie der Schneetoni einen Schatz verschenkt.

Der Wind fegte die letzten Blätter von den Bäumen. Kalte Nächte brachten den Schnee. Er deckte Bergmatten und Talheimen zu. In den Wäldern ertönten die Axtstreiche der Holzer, und ihre Jauchzer, wenn die Stämme auf den Reistwegen herniederfuhren.

Marie war schon wieder seit vielen Monaten daheim. Die Scheiben der Stubenfenster wurden blind von den Eisblumen. Der Föhn jagte die Lawinen über die Felsen, in die Wälder, ins Tal. Die Sonne zauberte aus dem braunen Boden Blumen und Gräser. Der Frühling brach auf, trug das Grün vom Tal in die Berge hinauf, bis unter die hohen Felsen.

Der Schneetoni saß im Oberboden-Haus in der Stube und trank ein kleines Gläschen Schnaps, das ihm die Mutter hingestellt hatte. Sie redeten von der wiedergewonnenen Gesundheit und wie es still sei auf dem Oberboden, seitdem der Vater gestorben. Toni erzählte Geschichten, bis es dunkel war. Sepp lud ihn ein hier zu übernachten, aber Toni wollte heim. Sepp begleitete ihn ein Stück weit, über den Bach und hinunter bis der Weg besser wurde. Toni war schweigsam geworden. Er schien trüben Gedanken nachzuhangen.

Dort, wo die großen Stämme im Wald lagen, machte er halt und sagte: „Sepp von hier gehe ich allein heim, aber vorher will ich Dir noch etwas sagen." Sie setzten sich auf einen Stamm. Die Laterne flackerte und warf zapplige Lichtlein auf ihre ernsten Gesichter. Toni sagte: „Mit mir wirds einmal zu Ende gehen. Ich spür's, ich werde alt. Sepp, ich weiß einen Schatz, ich brauch ihn jetzt nicht mehr. Kein Mensch kennt diesen Schatz, ohne ich. Wenn Du diesen Schatz gewinnst, wirst Du Dein Leben lang reich sein, das sag ich Dir. Du darfst keinem Menschen etwas davon sagen. Du mußt genau alles so machen, wie ich Dir sage. Dann will ich Dir den Schatz zeigen." Sepp hörte gespannt zu. Er glaubte nicht an vergrabenes Gold. Aber Toni sprach so ernst und so eindringlich: „Im nächsten Monat, in der Mai-Vollmondnacht, da kommst Du auf die kleine Matte unter der schwarzen Fluh. Brauchst keinen Pickel und keine Schaufel mitnehmen. Es wird alles bereit sein. Dort werde ich Dir genau um Mitternacht, den Schatz zeigen." Toni stand auf und wollte gehen. Aber Sepp hielt ihn zurück: „Sag mir ehrlich, Toni, warum willst Du denn nicht den Schatz für Dich ausgraben?" „Ich habe schon gesagt, ich brauche ihn nicht mehr. Du hast ein ganzes Leben vor Dir und wirst einmal Kinder haben. Ich habe keinen Menschen." Mit diesen Worten ging Toni in das Dunkel des Waldes hinein. Voller Zweifel, Gedanken und Hoffnungen stieg Sepp mit der Laterne hinauf, heimzu.

### Was der Vollmond sieht.

In der Maien-Vollmondnacht war Sepp auf dem Weg zum Tal. Er hatte lange geschwankt, hatte am Abend noch nicht gewußt, ob er gehen wolle. Immer war ihm der ernste Unterton in Tonis Stimme in den Ohren gelegen. Dann kamen wieder Zweifel, ob ihm nicht der Toni doch einen Streich spielen wolle. Bei Toni konnte man nie so recht wissen. Jetzt war Sepp auf dem Weg, überquerte das Tal und den breiten Bach und stieg gegen die schwarze Fluh hinauf. Er hatte Zeit genug. Aber im Ansteigen wurden die Hoffnungen lebendiger. Er träumte von dem vielen Geld und was alles er sich leisten könnte. Seine Schritte wurden schneller.

Ein Rebhuhn schoß ihm über den Weg. Er erschrak. Ein Zweig schlug ihm an die Stirne. Es wurde ihm unheimlich. Wenn er jetzt den Weg verfehlte und zu spät kam?

Sepp war gut eine Stunde zu früh auf der Waldmatte unter der schwarzen Fluh. Er setzte sich in der Mitte der Lichtung auf einen Stein. Unheimlich still war es hier

oben. Vom Tal her kam dann und wann ein Laut, das Hupen eines Autos, der Klang einer Schelle. Er schaute ängstlich um sich, wechselte den Standort, stieg höher hinauf in den Schutz des Waldrandes und des finsteren Felsens. Langsam strich die Zeit vorüber, langsam wie die Wolken, die vom Mond silberig beglänzt am Himmel fuhren.

Vom schnellen Laufen her wurde ihm nun kalt. Er schlof in sich zusammen. Aber seine Blicke wanderten auf beide Seiten ohne Ruhe. Die Kirchturmuhr im Dorf schlug Dreiviertel.

Sepp hörte ein Knacken im Wald. — Das mußte der Schneetoni sein. — Sepp rührte sich nicht. Er wollte zuschauen, wie Toni die Stelle suchen würde. Nun war wieder alles still. War das ein Reh gewesen oder eine Gemse, die bis hier herunter kam. Einsam genug war es hier. Und wieder hörte er Geräusche wie wenn Schritte näher kommen.

Von der andern Seite kommt eine Gestalt in die Wiese hinein.

Der Mond trat voll hinter den Wolken hervor. Von der anderen Seite trat eine Gestalt in die Wiese hinein. Eine helle, schlanke Gestalt. Sah er Geister? Das war eine Mädchengestalt. Kam näher bis in die Mitte zum Stein und setzte sich. War das s'Marieli vom Erlenmoos oder sein Geist? Still und ruhig saß es dort auf dem Stein, die Hände in den Schoß gelegt, schaute in den Mond hinauf. Sepp glaubte seinem Schauen nicht mehr. Er schloß die Augen, sah wieder hin. Die zarte Gestalt saß unverändert da. Jetzt bewegt sie sich, schaut rings um sich. Vom Tal her kommen die Glockentöne der Kirchturmuhr. Sepp zählt, schaut und horcht, zehn, elf, zwölf. Das Mädchen steht auf. Sucht etwas am Boden, neigt sich und pflückt etwas, geht weiter, ruhig sammelt es, sucht und pflückt. Jetzt wird dem Sepp eigen unruhig in der Brust. Die Stunde verrinnt. Schneetoni kommt nicht. Die Gestalt des Mädchens verschwindet, wenn der Mond hinter die Wolken kriecht. Er faßt sich ein Herz. Tritt ein paar Schritte aus dem Wald in den Mondschein hinaus, lautlos auf dem moosigen Grund. Er ruft leise und dann stärker: „Marieli, Marieli!"

Marieli schaut auf, bleibt ganz ruhig stehen und sagt: „Schau da, der Sepp, bist Du auch da?" Sepp glaubt noch nicht recht, aber er lacht aus seiner zugeschnürten Kehle: „Was machst Du da?" „He, das siehst Du doch, Kräuter sammeln." — Sepp kommt näher. Marieli lacht ihn an. Da wagt er, ihm die Hand zu reichen. — „Warum aber sammelst Du die in der Nacht, in der Mitternacht? Was sammelst Du da?" „Gegen das Herzweh", sagt Marieli und sammelt weiter.

Sie setzen sich auf den Stein. Sepp frägt und frägt. Und Marieli erzählt eine lange Geschichte: Der Schneetoni ist da gewesen und hat mit mir geredet. Er ist zwei- dreimal auf dem Erlenmoos gewesen, bis er mich allein getroffen hat. Er hat mich gefragt, was ich für einen Kummer habe. Nun, ich habe gesagt, ich hätte keinen Kummer. Er wollte nicht nachlassen, sagte, er sehe mir das Herzweh in den Augen. Es hat keinen Wert, dem Schneetoni zu widerreden. Er hat mir ein Mittel angegeben, wie das Herzweh plötzlich und immer verschwindet. Du gehst in der Maien-Vollmondnacht auf die Wiese unter der schwarzen Fluh. Dort, nur dort wächst das Kräutlein, er hat es mir beschrieben und gezeigt. Du wartest bis die Uhr die Mitternachtsstunde schlägt.

Dann pflückst Du von den Kräutlein eine Hand voll. Wenn Du dort bleibst und die Kräutlein fest in der Hand hältst, dann wird Dir das Herzweh vergehen." „Und jetzt?" fragt Sepp erstaunt und gespannt. „Und jetzt wird mir das Herzweh vergehen", sagte Marieli schlicht, „hat Dich auch der Schneetoni hergeschickt, warum?" Sepp sagte ja, und nichts weiter.

Marieli steht auf: „Es wird kühl, ich will gehen." Da findet Sepp endlich wieder Worte und bittet und bettelt es solle noch dableiben. „Wie lange habe ich auf eine solche Stunde gewartet. Ich muß Dir doch soviel sagen, muß Dir alles sagen." Marieli frägt: „Warum bist Du denn nie gekommen, die ganze Zeit, seitdem ich von Euch fort bin. Hast mir nicht einmal berichtet, wie es der Mutter geht." Sepp wird ernst und schaut auf den Boden: „Weil noch kein Jahr vorüber ist, seit der Vater gestorben ist." Marieli legte seine Hand auf Sepp's Schulter: „Du, jetzt ist mir das Herzweh vergangen."

Sie blieben lange beisammen, dort oben auf der einsamen Wiese unter der schwarzen Fluh. Der Mond verschwand in den Wolkenfetzen und kam wieder, just da der Sepp sein Marieli eng umschlungen hielt, da seine Lippen brennend heiß auf des Mädchens Wangen, Augen und Mund sich preßten. Marielis Hand lag an Sepp's Hals und hielt immer noch das Kräuterbüschlein fest.

### „Wie gehts mit dem Herzweh?"

Der Schneetoni kam auf den Oberboden und wollte zum Sepp. Die Mutter jammerte. Seit der Krankheit war sie immer noch schwach. Die Arbeit ermüdete sie gar sehr. Der Sepp fange jetzt auch noch an unsolid zu werden. In der vorletzten Nacht sei er erst am Morgen heimgekommen. Den ganzen Tag sei er wie verstört herumgeschlichen, habe das ganze Haus durchsucht und keine rechte Antwort gegeben. „Das fehlt jetzt gerade noch, daß der Sepp liederlich wird. Gewiß hat er in der Nacht, da er fort war, zuviel getrunken. Ohne Grund ist man nicht so ein Spinner."

Schneetoni hörte aufmerksam zu. „So, so, der Sepp! Ich will Euch etwas sagen, gute Frau. Laßt den Sepp nur spinnen. Laßt ihn nur gehen. Ich weiß, so ein junger Mann kann in einer Nacht mehr eintragen, als er in fünf Jahren schaffen kann." Das wollte die Frau nicht verstehen. Sie war jetzt nicht dazu aufgelegt, dem Toni seine Weisheitssprüche zu überdenken. Aber Toni blieb stehen und redete weiter: „Und noch etwas will ich Euch sagen. Wenn man ein goldiges, wertvolles Schmuckstück hat, legt man's nicht auf das Fensterbrett, sonst kommen die Elstern und fliegen damit fort. Man behält's in der Hand oder im Haus, wo niemand dazukommt." Toni wollte unbedingt warten, bis Sepp zurückkomme. Schließlich aber ging er doch vorher weiter.

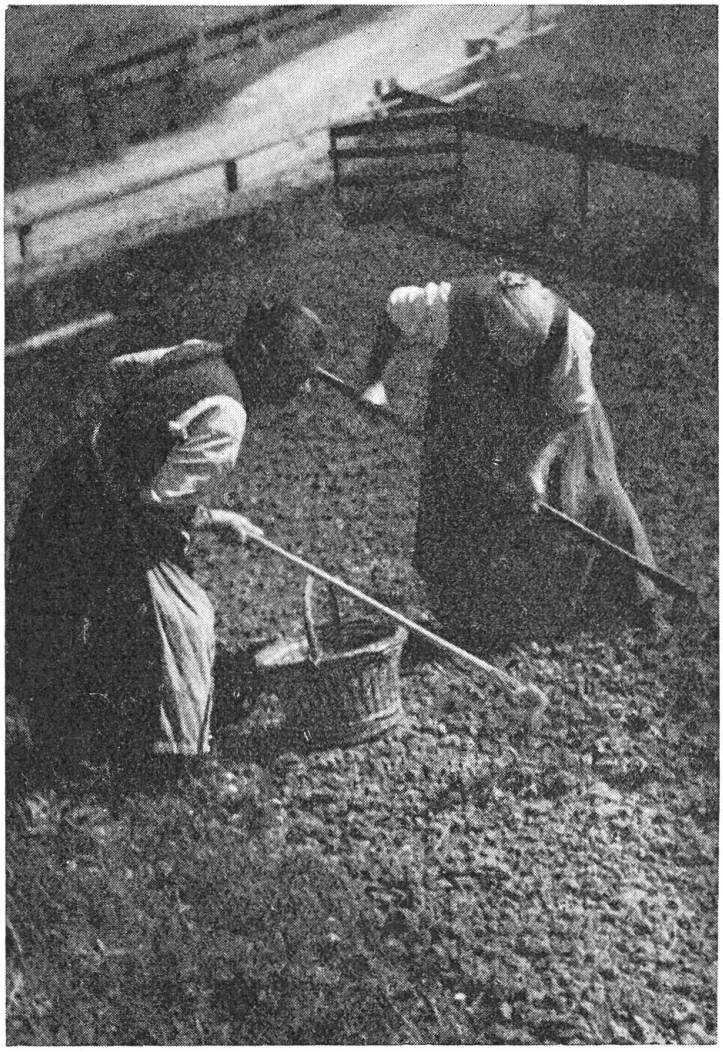
Die Mutter hatte vielerlei zu bedenken. Was meinte der Toni mit seinen Sprüchen? Warum hat der Sepp gestern das Metermaß versteckt, da sie zu ihm in die Laube hinaufkam? Warum tat Sepp plötzlich so heimlich, er, der früher kein Geheimnis vor ihr gehabt hatte?

Die gute Mutter begann auch zu spinnen, spann feine und lange Gedanken, die weit in die Zukunft hinein hingen. Am Abend nach dem Nachtessen sagte sie zu Sepp: „Du, wenn es dann auf den Winter geht, will ich aus der Kammer in den oberen Stock hinauf ziehen. Ich habe im letzten Winter in dem großen Zimmer viel gefroren, es ist gar dem Wind zu." Sepp erschrak. War es möglich, daß die Mutter so tief in ihn hineinsah? Er schaute verstohlen zu ihr auf. Sie saß so ruhig da, nicht ein leiser Zug in ihrem gütigen Gesicht deutete auf eine versteckte Absicht. „Das wird doch nicht Dein Ernst sein, Mutter. Wer soll denn in der Kammer schlafen?" Die Mutter schaute auf ihre Flickarbeit und sagte: „Ihr zwei." Sepp fühlte, wie sein Herz einen Ruck nahm, wie in seiner Kehle ein Würgen aufkam: „Meinst Du, s'Marieli, Mutter?" Die Mutter legte die Arbeit auf den Tisch und die Hände darauf, holte tief Atem: „So, ist es s'Marieli! Das ist gut. Sepp, jetzt bin ich zufrieden mit Dir.

Später nahm der Sepp das Metermaß aus der Tasche und sie gingen beide im Haus herum und besprachen, was zu flicken und zu ändern sei.

Im Erlenmoos gingen die Tage ruhig und gleichmäßig vorüber. Vielleicht daß ein Liedlein mehr aus Marielis Kehle zu den Fenstern hinaustrillerte. Vielleicht, daß dann und wann etwas mehr Butter an die Rösti kam, oder der Speck für die Leute etwas dicker geschnitten war. Niemand bemerkte das. Marieli stand am kleinen Fenster seines Zimmers und es schaute hinüber auf die andere Seite des Tales, zum grünen Heimen Oberboden hinüber. Es sah die Sonne in den Fenstern blinken, sah die Matten ansteigen bis zum Wald, die Felsen obenauf, die bis in den Himmel hinaufragten. Kleine ballige Wölklein standen in dem unendlichen Blau. Oh herrliche Heimat!

Lange schaute es an den Berg hinüber, der in der herrlichen Frühlingspracht stand. Aber zu viel Träumen durfte es nicht, die Arbeit rief. Es ging hinüber zur Kommode und wühlte in seinen Sachen. Im Suchen ergriff seine Hand einen Rock in auffällig bunten Farben. Es zog ihn hervor ans Licht und schüttelte den Kopf. Ein Rock aus seiner Stadtzeit. Lachend hielt es ihn vor seine rauhe Küchenschürze. „Daß ich je einmal so etwas tragen konnte. Färben? — Nein!" Marieli nahm eine Schere und schnitt ihn mitten entzwei. Drei gleichgroße Stücke machte es zurecht. Eins davon nahm es mit hinunter in die Küche, warf es in den Zuber: „Das wird jetzt ein hochmoderner Bodenlumpen."



**Unermüdliche Hände bei der Kartoffelernte**

Auf der andern Seite des Tales lag hoch am Berg der Muttergotteswallfahrtsort. Am Sonntag nachmittag stieg Marieli dort hinauf. Es mußte nahe beim Oberboden vorbei hinauf. — Kühl war es in der kleinen Bergkirche. — Marieli kniete ganz allein in den vordersten Bänken und betete. Es hatte der Muttergottes so viel zu sagen und viel zu danken. „Liebe Muttergottes, ich habe Dir einmal in großer Not angehalten, Du wollest mir helfen, daß ich Verzeihung erlange. Du hast mir mehr gegeben. Ich danke Dir." In so schlichten Worten redete es im Stillen, und versprach, sein Leben immer vor ihr auszubreiten und in ihren Schutz zu stellen. Lange Zeit kniete Marieli dort. Es hörte kaum, wie hinten ein schwerer Männerschritt durch die Türe kam und zwischen die Bänke polterte. Es spürte nur, wie eine ruhige gute Kraft von allen Seiten auf sein Herz zuströmte.

Sepp hatte Marieli den Weg hinauf gehen gesehen und fand es nun dort, wo er vermutet hatte. Sepp war weniger andächtig, denn er mußte immer wieder auf das liebe Mädchen schauen, das so blitzsauber in der schmucken Werktagstracht vor ihm

kniete. Aber trotzdem fand er doch Zeit, das liebe Marieli, sein Glück, ihre Zukunft und sich selbst der Muttergottes anzuempfehlen.

Marieli ging hinaus, sah ihn, grüßte ihn, schaute vom kleinen Vorzeichen aus den Weg hinunter und ringsum, dann nahm es den Sepp bei der Hand: „Wir sind ganz allein, komm mit.“ Es zog ihn mit sich in das Kirchlein hinein, schob seinen Arm unter den seinen, schritt langsam und feierlich zwischen den Bänken bis zum Altar und kniete mit ihm dort nieder, — wie ein Paar.

Vor der Alpauffahrt kam der Schneetoni noch einmal ins Erlenmoos hinauf. Er wollte sich erkundigen, wie es der Ziege gehe, die er letzten Herbst gebracht habe. Marieli mußte mit ihm in den Geißenstall gehen. Dort frug Toni geheimnisvoll: „Marieli, wie geht's mit dem Herzweh?“ Marieli lachte ihm ins Gesicht: „Toni, Du bist ein Wunderdoktor. Dein Kräutlein hat gewirkt und zwar ganz genau nach Deinem Rezept. Nur muß ich Dir sagen. Ich mußte den Kräuterbusch gewiß mehr als zwei Stunden in der Hand halten, bis das Herzweh ganz vergangen war, und dann habe ich sie noch lange festgehalten, damit es nie mehr wiederkommt. Die Kräuter habe ich in ein Leinensäcklein eingenäht, das liegt mir immer unter dem Kopfkissen. Das Herzweh kann so gewiß nicht wiederkommen.“ Toni stand an der Stalltüre, deren obere Hälfte offen war. Er schaute hinaus, ob niemand komme: „Ja, ja, meine Rezepte sind gut. Ich habe Dir schon in der Alp oben ein Rezept gegeben, weißt Du noch. Ich habe Dir gesagt: „Wenn sich so ein junger Mensch bewährt in der Gefahr, dem Herrgott treu bleibt, dann kommt das Glück ganz ruhig und gelassen und ist einfach da! Weißt Du das noch?“ Marieli nickte ernst: „Und jedes Wort ist wahr.“ Es griff nach Toni's rauher Hand, drückte sie voller Herzlichkeit: „Ich danke Dir, Toni, will Dir immer dankbar sein.“ „Was sagt Dein Vater“, frug Toni. „Er weiß es nicht“, sagte Marieli, „da kommt er.“ Und sie redeten von der Ziege und wie sie gut gedeihe.

## Mit Schnaps und Arnika.

Am Nachmittag kam ein Bub in großer Hast und Aufregung den Berg hinunter ins Erlenmoos und berichtete, daß ein Bergsteiger verunglückt sei. Er liege da oben unter den Felsen. Es solle jemand kommen und Verbandzeug mitbringen. Marieli war mit den Kleinen allein zu Hause. Marieli überlegte nicht lange. Es löschte das Feuer im Herd aus. Packte leinerne Tüchlein, Watte, Schnaps und Arnika, Wasser, Schere und Nähzeug in den Rucksack und stieg eiligen Schrittes mit dem Bub hinauf.

In der Zwischenzeit waren auch zwei Bergsteiger von einer anderen Partie auf die Unfallstelle gekommen. Marieli kam mit hochrotem schwitzendem Gesicht herzu. Ein Mann hantierte an dem bewußtlos Liegenden, ein Mann, der ihm so bekannt vorkam. Er schaute auf. Wie war da Marieli erstaunt, den Herr Doktor aus der Stadt kniend bei dem Verunglückten zu sehen: „Ich habe Verbandzeug da“, sagte es. „Geben Sie schnell her“, sagte der Arzt. Die große Wunde am Kopf blutete stark. Marieli kniete auch hin, bot Wasser und Watte. „Ich habe Schnaps und Arnika.“ „Ist gut“, der Doktor nahm, und Marieli half. Mit gewohnter Sicherheit reinigte er die Wunde, fix wie ein Zauberkünstler legte er den Verband an. „Geben Sie ihm Schnaps, versuchen Sie, ob er trinkt“, sagte der Doktor und begann den Verunglückten weiterherum zu untersuchen. Er stand bald befriedigt auf und schaute zu, wie das Mädchen den Kopf hielt und zu Trinken bot. „Die Hand sollte ich doch kennen, schon die Art, beim Verbinden zu helfen kam mir bekannt vor?“ Der Arzt schaute gespannt auf des Mädchens Gesicht: „Ja Himmel, Sie sind ja die May, und wie Sie ausschauen, wunderbar, sind Sie die May oder nicht?“ Ohne aufzuschauen und ganz mit dem Verwundeten beschäftigt, sagte es: „Nein ich bin s'Marieli“, dann legte es den Kopf auf eine weiche Unterlage zurück und stand auf: „Wie ist der Puls, Herr Doktor?“ „Wird schon wieder recht werden, aber wie kommen Sie daher?“

Marieli zeigte hinunter: „Ich bin da daheim, aber wie kommen Sie daher.“ Der Doktor erzählte, er sei auf einer Bergtour und da herübergerufen worden wegen dem Unfall. Dann schickte er seinen Kameraden, um Träger zu holen, damit der Verunglückte zu Tal gebracht werden könne. Sie blieben bei ihm.

Immer wieder schaute der Arzt in das gesunde, sonnenverbrannte lautere Gesicht Marielis. „Herrlich, wie Sie aussehen, wissen Sie, am liebsten würde ich Sie mitnehmen, heim. Ich will Sie ausbilden, Sie haben einfach Talent und Geschick.“ Marieli schaute sinnend ins Tal und hinüber zum anderen Berg. — „Das freut mich, Herr Doktor, daß Sie mich wieder aufnehmen wollen. Aber diese Gefahr ist für mich vorbei. Ich komme nie mehr in die Stadt. Da bin ich daheim und da will ich daheim bleiben, immer.“ Des Mädchens Blick fiel dabei auf ein winziges, dunkelbraunes Häuschen drüben am Berg. „Schade ist es“, sagte der Arzt sinnend, sehr schade, — aber recht haben Sie. Solche Bergblumen kommen in den Stadtgärten um.“

Immer wieder schaute der Arzt in das gesunde, sonnenverbrannte Gesicht

Auf dem Rückweg kam der Doktor ins Erlenmoos, wollte ihr Heimen sehen, den Vater und die Mutter grüßen und redete lange mit ihnen. Wie hat das den Eltern wohl getan, was der berühmte Arzt alles von ihrem Meitschi zu rühmen wußte.

Am Abend fragte die Mutter s'Marie: „Willst Du wieder fort?“ „Ja Mutter.“ „In die Stadt zum Herrn Doktor?“ „Nein Mutter.“ „Wohin willst Du denn fort?“ Marie setzte sich ganz nahe zur Mutter hinter den Tisch. Sie waren allein. Die Fliegen summten und stießen an die Scheiben. Ein Falter flatterte durchs offene Fenster und flog ums Licht. „Mutter, ich will bald für immer fort“, fing Marieli an sein großes Geheimnis zu erzählen.

## Wenn in der Gewitternacht der Wildbach tost.

Wenn im Sommer die schweren Gewitter über die Berge ziehen. Wenn der Blitz in die wilden Zacken niederfährt, die schwarzen Wolken gelbe Fahnen und Fransen vorausschicken, der Donner in den Schluchten nimmer aufhört, grollt und rumort, dann hält Mensch und Vieh in Berg und Alp still. Wenn es nur gnädig vorüber geht. — Dagegen kann menschliche Kraft nichts tun. Jetzt sind wir den wilden Gewalten schonungslos ausgeliefert. Es wird dunkel mitten am Tag. Der Regen hängt sich wie eine Wand zwischen Haus und Wald. Nur im Zucken der Blitze sieht man, ob das Haus des Nachbars noch steht. In diesem Toben und Tosen wird auch der Mächtige schmächtig und der Stolze zahm.

Wenn dann das Wettern in die Nacht hineingeht und nicht aufhört, vernimmt man vielleicht das Brausen, Rauschen und Poltern eines Wildbaches. Der Wind trägt im Nebel und Regen die Geräusche ungeahnt weit und eigenartig. Man weiß nicht wo die Gewalt ausbricht. Erst wenn der Morgen kommt, sucht man ängstlich an Hängen und Halden. Marieli schaut hinüber zum Berg, sieht neben dem Oberbodenhaus braune, graue Flecken. Es nimmt

Vaters großes Fernrohr und entdeckt, wie dort der Wildbach gehaust hat. Von weit oben hat sich der Bach aus seinem Bett befreit, hat Steine und Bäume mit sich gerissen und Schutt und Erde auf die grünen Wiesen geworfen. Nahe am Haus vorbei geht die Spur des bösen Wassers.

Ja im Oberboden sieht es schlimm aus. Nahezu ein Viertteil des Heimwesens ist mit Holz und Schutt zugedeckt. Haus und Stall und Speicher stehen noch. Aber die Haustüre ist bis zur Hälfte hinauf eingedeckt. Die Nachbarn kommen und besehen den Schaden, nicken und ratschlagen und sagen, warum auch niemand gekommen sei und um Hilfe gerufen habe.

Die Mutter steht auf dem Schutt und erzählt, wie alles so blitzschnell gekommen sei. Sepp habe sie geweckt, habe gerufen: „Schnell, Mutter komm, der Bach kommt!" Und schon sei das Rauschen und Toben dagewesen, habe am Haus gerüttelt und an die Balken gepoltert. In allen Fugen habe es gekracht. Sie hätten hinaus in den Regen, in die Nacht in den Wind hinaus fliehen müssen. Immer stärker sei die Wassergewalt angeschwollen. Der Wind und das Schäumen habe die Laterne ausgelöscht. Im Dunkel und Regen seien sie gestanden, jeden Augenblick gewärtig, daß das Haus fortgestoßen werde. Da sei es auf einmal fortgelaufen, kein Wasser sei mehr nachgekommen. Oben am Berg müsse wohl eine Ribi eingestürzt sein, und deswegen habe das Wasser wahrscheinlich einen andern Lauf genommen.

Die Nachbarn gehen wieder fort, nachdem sie jede Hilfe zugesagt haben. Sepp und die Mutter sind wieder allein. Sie gehen auf das Haus zu. Sepp sucht einen Pickel und eine Schaufel. Die Mutter fängt an, die Steine vor der Haustüre wegzuheben. Sepp legt einige Laden über das Geröll, kommt mit einer Stoßbäre.

Wortlos fangen sie an, den Schutt aufzuräumen. Unter den obersten Bollen hart an der Haustüre sieht die Mutter einen behauenen Stein, hohl ausgehauen und voller Erde. Sie greift in die braune nasse Masse und spürt etwas eigenartig Geformtes, das sie nicht herausnehmen kann. Sie kniet nieder und ruft dem Sepp. Bis er da ist, hat sie ein Kruzifix freigelegt. So entdecken sie, daß der Bach das Helgenstöckli weit oben am Weg hierher geschwemmt hat. Sie knien im Sand und Schutt und schauen beide auf das Bild des Gekreuzigten, das unversehrt an ihrer Haustüre liegt. Die Mutter steht auf, schaut gegen den Himmel hinauf, der sich von den Wolken freimacht, die Sonnenstrahlen durchläßt und sagt: „Es ist nicht so bös, Gott will bei uns wohnen, komm, wir tragen ihn in die Stube hinein."

### Wenn sie über die Matten gehen.

Am nächsten Tag kam die Kommission, um den Schaden abzuschätzen. Stämmige Männer, kluge Köpfe, der Bauer vom Erlenmoos war auch dabei. Sie ließen sich alles erklären, notierten und disputierten, schätzten nach Klafter und Kubik. Sie gingen auch bis weit über das Heimen hinauf, bis dort, wo der Bach über den Felsen kam. Auf dem Rückweg, sagte der Erlenmoosler zum Sepp so im Vertrauen: „Mußt nicht teure Arbeiter einstellen. Nimm einen guten Knecht und schaff selber, dann hast Du bis im nächsten Jahr hier wieder eine Matte. Die Steine laufen Dir nicht davon. Aber such Dir die besten Steine aus. Kannst was Vernünftiges damit bauen, verstehst." So blieben die zwei etwas hinter den andern Männern zurück. „Komm einmal in diesen Tagen zu mir hinauf, ich will Dir zeigen, wie Du es machen sollst. Ich habe auch einmal so eine Bescherung erhalten. Will Dir zeigen, was ich damit gemacht habe."

Sepp dankte von ganzem Herzen für diese Einladung. Im schien fast, als ob damit das verschüttete Heimen viel schöner aussehe.

Er ließ auch nicht lange auf sich warten. Wenige Tage später ging er am hellen Mittag in seinen besten Hosen von zuhause fort ins Tal und auf der andern Seite den Berg hinauf.

Marieli staunte mit großen Augen, da der Sepp so feierlich im weißen Hemd und Kragen mitten unter Tags auf ihr Haus zuschritt. Es rief ihm vom Fenster aus

entgegen: „Schau da, der Oberboden-Sepp, wir haben hier Mitleid, wie Du jetzt in der heißen Sonne schuften und schaffen mußt, bis Du mit Deinem Schutt und Dreck zurecht kommst, und Du gehst spazieren, willst Du z'Berg?"

Sepp blieb verschmitzt lächelnd stehen, schaute zu dem Fenster hinauf und sagte: „Nein, zu Euch will ich, zu Deinem Vater. Ist er daheim?"

Marieli erschrak und hätte beinahe den Teller fallen lassen, den es mit dem Abtrocktüchlein in den Händen hielt: „Was willst Du?" Sepp war unterdessen schon in die Haustüre getreten und dort der Mutter begegnet. Sie habe vom Vater gehört, daß er kommen wolle. Nein, das sei auch ein Unglück und nichts als recht, wenn man den Leuten, die vom Unglück so hart getroffen seien, etwas zurecht helfe. Der Vater sei da.

Der Vater kam und ging mit dem Sepp auf die Matte hinaus, zeigte mit der Pfeife in der Hand, wo früher alles versarrt und zugeschüttet gewesen sei. Sie gingen bis über den Hügel, verschwanden ennet dem Graben, nichts war mehr zu sehen und zu hören von ihnen. Marieli ging in die Laube hinauf, schaute von dort aus dem Fenster, kam in die Küche hinunter, ging vors Haus und putzte eine Reihe Schuhe, kam wieder in die Stube und nahm das Flickzeug zur Hand. Wo war nur die Mutter? Dann machte es Feuer im Herd. Holte Most im Keller, ging zum Brunnen hinaus, in den Stall hinüber, ließ die Milch überlaufen und hatte einen roten Kopf.

Die Mutter kam, setzte sich mit einem Muttli voll Erdöpfel an den Tisch und schälte ruhig. Was meinst Du, Marieli, warum sie wohl so lange nicht kommen?" „Mutter mir ist bang. Vielleicht hat er den Mut und frägt den Vater — nicht nur wegen dem Schutt und Sand." „Hast Du Angst, daß er den Mut nicht hat?" „Ja, Mutter, und sonst auch." Die Mutter schnitt die geschälten Erdöpfel der Reihe nach mitten entzwei und noch einmal, warf die Schnitze ins Becken hinein, so ruhig und gelassen, als ob sie nichts anderes zu tun und zu denken hätte. Beim letzten sagte sie: „Mußt keine Angst haben, Marieli, ich habe mit dem Vater schon gesprochen."

Es schlang beide Arme um ihren Hals

Marieli sprang auf: „Was hast Du, Mutter, hast ihm alles gesagt, Du liebe Mutter Du, Du herzige Mutter!" Es schlang beide Arme um ihren Hals und drückte seine heißen Backen an ihr Gesicht. Sie mußte das Messer fallen lassen und sich wehren, sonst wäre sie wahrlich zerdrückt worden.

Endlich kamen die beiden heim, wie Vater und Sohn. Langsam schritten sie auf das Haus zu. Der Vater kam allein in die Stube und sagte: „He da, wir müssen noch ein Glas Wein haben, wer holt uns das?" Marieli war schon aufgesprungen und neben ihm hinaus. Dort stieß es auf den Sepp, der eintreten wollte. Es nahm ihn bei der Hand, zog ihn mit sich, direkt in den Keller hinab.

Der Vater mußte lange auf den Wein warten.

### Bis es ganz still wird im Haus.

Sie saßen beisammen in der Stube, alle um den Tisch, ruhig und gelassen. Der Sepp erzählte von dem Kruzifix, das sie an der Haustüre gefunden und wie die Mutter gesagt habe: „Gott will bei uns

wohnen." Wie ein Blitz fuhr dem Marieli das Bild eines andern Kruzifixes in die Augen. Ein großes Wegkreuz mit einem schwarzen Vogel darauf, sah den Stein auf das Kreuz zufliegen, den Fritz geworfen hatte. Heiß und Angst wurde ihm und schwer. Es schaute zum Sepp hinüber, atmete tief und sagte: „Ich auch, ich will auch bei Euch wohnen."

Sepp wurde gemütlich und froh, der Wein machte ihn gesprächig, die Güte der Eltern und die Nähe Marielis trieben ihn dazu, fast übermütig zu werden. Er schaute umständlich auf die Uhr, zählte und rechnete nach und sagte: „Ja, wenn ich fragen darf. Ob das Marieli noch ein Stück weit mit mir mitkommen darf bis ins Dorf?" Die Mutter zögerte: „So weit bis ins Dorf?" Sepp lachte und sagte es ist wegen der genauen Größe. Die Ringe sollten doch schön fein passen." „Nein aber so etwas", die Mutter wollte direkt aufspringen vor Entrüstung, „so schnell muß das doch jetzt bei Gott nicht sein. Da hört doch alles auf!" Der Vater schaute gütig lächelnd auf sie und die beiden. Sepp, mutig geworden, meinte: „Der Schneetoni hat mir einmal gesagt: Sepp, wenn Du schönes Heu hast, dann sollst es aufmachen und eintragen, auch wenn kein Wölklein am Himmel steht. Solange es draußen liegt, ist immer Gefahr! Der Schneetoni hat mir manchen guten Rat gegeben und hat immer recht gehabt."

Tatsächlich brachte es der Sepp zustande, mit dem Marieli noch an diesem Abend den Waldweg hinunter zu gehen. Sie blieben zwar dann und wann stehen, aber nie so recht lange, denn sie hatten Angst, der Uhrmacher schließe seinen Laden zu früh. Dafür begleitete der Sepp das Marieli wieder hinauf. Und diesmal hatten sie Zeit dazu und konnten den feinen Glanz und Schimmer der goldenen Ringe bewundern.

Lange nach Mitternacht kam Sepp heim. Er stieg über die Steine und Hölzer auf die Haustüre zu. Er lachte vor sich her. Wie klein schien ihm das Unglück, mit dem Wildbach im Verhältnis zu seinem großen Glück. Leise schloß er die Haustüre auf. Aber diese war seit dem Unwetter so aus den Fugen gedrückt, daß ein lautloses Heimkommen nicht möglich war.

Er wollte auch nicht ungehört hinaufschleichen. Er zog die Schuhe aus, ging in die Stube und klopfte leise an die Kammertüre: „Mutter! Mutter!" „Ja was ist denn?" hörte er ihre verschlafene Stimme. „Ich muß Dir etwas zeigen, kann ich kommen." „Ja was denn, komm nur." Sepp schlich hinein an Mutters Bett und hielt ihr seine Faust vor das Gesicht. „Ja was willst Du denn?" Ganz erschrocken sank die Mutter wieder in die Kissen zurück. Erst jetzt merkte Sepp, daß kein Licht brannte. Im Schein der Lampe streckte er dann noch einmal seine Faust über die Decke: „Schau mal, Mutter, was ich da heimgebracht habe." Ja, ums Himmels Willen, was glänzte denn da an seinem Finger. Was war das für eine Art, seine Mutter so zu überrumpeln.

Sepp war nicht aufgelegt, ins Bett zu gehen. Er war nicht müde und hatte keinen Schlaf. Und die Mutter war mit einem Mal so hellwach. Er mußte alles bis auf's letzte Wörtchen erzählen.

Anterntags kam der neue Knecht. Dann gingen sie dem Bachschutt auf den Leib. Aber es kamen noch andere Handwerkersleute. Der Sattler, der Schreiner, der Zimmermann und der Dachdecker. Was seit Menschenalter am Haus immer nur so geflickt und notdürftig zurecht gemacht worden war, sollte einmal tüchtig instand gestellt und renoviert werden. Der Knecht meinte, das alte Buffet in der Stube, das sollte auch einmal herausgeschlissen werden. Es gäbe solche Narren, die bezahlten ein schönes Geld dafür, man könne fast ein modernes Möbel dafür kaufen. Aber der Sepp fuhr schön auf. Natürlich wollte er es nicht so belassen, wie es war, mit hängenden Türli und verrosteten Beschlägen. Aber aus dem Haus, das gab's nicht. So schönes Holz, so gute alte kunstvolle Handarbeit. Aus einer Zeit, da hier im Land die gesuchtesten Buffetschreiner lebten. Bis in reiche Häuser anderer Täler hatten diese vorzüglichen Handwerker damals gearbeitet. Auch hatte Sepp von Marieli erzählen gehört, daß der reiche Dok-

tor in der Stadt in seinem vornehmen Hause auch ein Buffet aus dieser Zeit, mit ähnlichen Ornamenten von hier aus einem alten Haus gekauft habe. Das Buffet stehe jetzt dort am schönsten Ort und der Doktor zeige es allen Gästen als sein Glanzstück. Nein, nein, das Büffet mußte dableiben. Er ließ einen Schreiner kommen, der sich besonders gut auf solche Renovationsarbeiten verstand. Der brachte auch gar die neuen Schindeln. Toni sagte: „Du mußt ja steinreich sein, Sepp!" „Bin ich auch", lachte er, „weißt Du, der Schatz unter der schwarzen Fluh!"

Schneetoni versteckte sein listiges Lachen unter dem Schnauz und den buschigen Augenbrauen: „Hast recht Sepp, das Marieli ist das wohl wert, und wirst sehen noch viel mehr."

* * *

**Die Sustenstraße**
Die erste Wendeplatte nach der Paßhöhe mit Ausblick ins Meiental, auf den Kleinen und Großen Spannort, Zwächten und Krönten

das Kruzifix aus dem Wildbach zu altem Glanz. Auch die Truhe im Estrich wurde aufgefrischt und in die Kammer gestellt, zurecht gemacht, daß, wie zu alten Zeiten, die feine Brautwäsche darin Platz finden sollte.

Ein Betrieb war auf dem Oberboden wie noch nie. Da der Schneetoni von der Alp zurückkam und bald einmal in den Oberboden hinaufging, meinte er: „Ist denn bei Euch der Reichtum ausgebrochen?" Sepp zeigte ihm alles, von der Küche bis zu den neuen Balken unter dem Dach, so-

Und auf einmal war es still auf dem Oberboden. Wo waren die Handwerksleute, wo die fleißigen Nachbarn, die den Schutt wegräumten? Wo war der Sepp, der jetzt immer vom ersten Sonnenstrahl an auf den Beinen und überall war? Still und wie ausgestorben lag das Haus. Die Mutter war fort, kein Sepp zu sehen, die Knechte nirgends zu finden. Alles war so wunderschön eingerichtet und nun verlassen und ohne eine menschliche Seele.

Wenn Du sie suchen willst, dann geh ins Dorf hinunter, über den großen Platz, die

Stiege hinauf zur Kirchentüre. Mach auf und schau dort hinein. Da siehst Du ein Paar vor dem Hochaltar knien, den Sepp und das Marieli. Siehst die beiden Mütter im vordersten Bank und den Vater vom Erlenmoos mit seinen Buben. Viele Mädchen und Frauen und auch Männer sind in den Bänken verstreut und passen auf, ob sie das „Ja" gut hören, das am Altar gesprochen wird.

Dann siehst Du auch zu hinterst, an die Säule gelehnt, den alten Schneetoni stehen, den Rosenkranz in der Hand, siehst, wie er mit der schweren rauhen Hand über die Augen fährt und vor lauter Freude weint.

— Ende. —

## Na Chiles uf em Dorfplatz

Etz stahd uf um Chileplatz Ma a Ma,
stand Buire=n=und Herre=n=und Handrichsliit da,
im Sunntiggwand, Hirthämmli, wiä's e so isch,
wennt justemänt grad us dr Chile cho bisch.

S'cha rägne=n=und chuite=n=und Schneepolle gäh,
kei Einzige lahd si das Ständli lah näh.
Dii Frai gahd durhei oder s'Meitschi, dii Schatz,
sisch gliich, wäge demm gahd e keine vom Platz.

Dr Chasp stahd zum Miigi, der Veri zum Hans,
sid ewige Ziite nam Gottesdiänst z'Stans.
Me redt vo de Chäse, vom Fuetter, vom Chalb,
me nickt und gid Bscheid und me glaibts e so halb.

Dr Eint seid, ich hätt dr e währschafti Chue
und s'Joch und es Gschirr und e Schlitte derzue.
Und Dise meint troche, es cha ja de sii,
villicht chum ich more nu biäder verbii.

Dr Chnächt seid, ich sueche=n=e bessere=n=Ort.
Mim Meister, demm gahn ich de z'Uistage fort.
Dr Sattler gid Bscheid, er chäm more uf d'Steer.
Dr Schmiid will e gäbige Biäbel i d'Lehr.

Me ziähd a dr Pfiife, am Stumpe=n=und redt,
wiä neetig aß s'Wätter sich ändere sett.
Und Jede will hibschili ebbis vernäh,
wo Dise nid will usum Muil uise gäh.

Es cha=n=ai nu sii, as me=n=eine chli bschiißt,
es Bitzili liigt, ebbis Lätzes bewiist.
I settige Fälle vergäßids wiä Chind,
wiä fromm aß grad etz i dr Chile gsi sind.

J. v M.